

Martin Wallraff

Die Kanontafeln des Euseb von Kaisareia

Manuscripta Biblica

Paratextus Biblici I

Herausgegeben von
Martin Wallraff und Patrick Andrist

Band 1

Martin Wallraff

Die Kanontafeln des Euseb von Kaisareia

Untersuchung und kritische Edition

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-043952-6
e-ISBN (PDF) 978-3-11-043080-6
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-043084-4
ISSN 2626-3955

Library of Congress Control Number: 2021940713

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Coverbild: Codex 1 des Neuen Testaments, Basel, UB, AN IV 2 (GA 1), f. 61r (© Universitätsbibliothek Basel)
Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort

„Und nun nach diesen trockenen Berichtigungen die Bemerkung, daß die mir so aufgedrängte Untersuchung dieser dürren Zahlen das reizvollste, überraschungsreichste und fruchtbarste Problem geworden ist, das mir je vorkam.“ So äußerte sich Eberhard Nestle (1851–1913) in einem wegweisenden Aufsatz zur „Eusebianische[n] Evangelien-Synopse“ vor über 100 Jahren. Nestle war nicht nur der Archeget der Handeditionen des Neuen Testaments im 20. Jahrhundert (bis hin zum heute verbreiteten „Nestle-Aland“), sondern auch Begründer der modernen Erforschung der Kanontafeln.

Die zitierte Bemerkung macht sich der Verfasser der vorliegenden Zeilen gerne zu eigen – ebenso aber auch das direkt im Anschluss geäußerte Erstaunen, dass eine kritische Edition der Kanontafeln fehlt. Und zwar auch heute noch fehlt, trotz des offensichtlichen Interesses, das das Werk für die christliche Literatur der Spätantike, für die Überlieferung und Textkritik der Bibel, für Handschriftenstudien, für Kunst- und Liturgiegeschichte und für viele andere Bereiche hat. Und trotz der schlichten Tatsache (oder gerade ihretwegen?), dass es sich vermutlich um das am reichsten überlieferte Werk der Antike überhaupt handelt – allein mit Ausnahme des Bibeltextes, zu dem es gehört. Dieses Erstaunen ist in dem seit Nestle verflossenen guten Jahrhundert noch weiter gewachsen, zumal sich dieses Jahrhundert ja ansonsten reicher Forschungsaktivitäten im Bereich biblischer Studien erfreuen durfte. Und zumal laut Nestle die Aufgabe „ganz und gar nicht groß“ ist und zu ihrer „Lösung die Mittel überreich vorhanden“ waren – schon damals!

Alle vorhandenen Drucke (und es sind nicht wenige) gehen letzten Endes auf die einzige Edition auf handschriftlicher Grundlage zurück: diejenige des Erasmus vor einem halben Jahrtausend (1519). Auch Erasmus hielt die Aufgabe wohl für leicht – wahrscheinlich weil er selbst nicht viel dazu getan hat. Aber seine Mitarbeiter bemerkten, dass es ganz so einfach doch nicht war. Über das Tafelwerk sagt Beatus Rhenanus: „in quo restituendo uehementer est a nobis sudatum.“ Auch dieses Zitat macht sich der Bearbeiter der vorliegenden Edition gerne zu eigen.

Die Arbeit hat länger gedauert und war komplizierter als zunächst gedacht, aber die Faszination und das intellektuelle Vergnügen haben über die Jahre nicht nachgelassen, im Gegenteil. Ein Teil des Vergnügens hängt schlicht damit zusammen, dass mich die Arbeit in Kontakt mit einigen der spektakulärsten Artefakte der europäischen Handschriftenkultur gebracht hat. Kontakt oftmals im ganz wörtlichen Sinn: Das *hands on* im Umgang mit dem biblischen Text und mit dem Überlieferungsträger ist

auch im digitalen Zeitalter durch nichts zu ersetzen, und das Vergnügen dabei ist nicht nur ein ästhetisches, sondern tatsächlich ein intellektuelles. Und wenn am Abschluss eines langen Wegstückes vielfach zu danken ist, dann an allererster Stelle für dieses heitere Gespräch: den Austausch mit schreibenden, lesenden, studierenden und, ja: auch betenden Händen und Köpfen vieler Jahrhunderte. Die Transformation vom Forschungs-„Objekt“ zum Gesprächspartner auf Augenhöhe gehört zum Erfüllendsten, was historisch Arbeitende erleben können.

Die Kanontafeln sind konzipiert und überliefert in dienender Funktion. Sie ordnen sich ganz dem Bezugstext unter: den vier Evangelien. Ohne ihn sind sie nicht lebensfähig, sie sind sein Paratext. Zugleich handelt es sich um einen besonders komplexen und besonders anspruchsvollen Paratext – oft auch um einen künstlerisch besonders aufwendig gestalteten: Er wird unten in der Einleitung als „König der neutestamentlichen Paratexte“ bezeichnet. Dieser Gedanke führt auf einen Forschungskontext, für den hier besonders zu danken ist, weil ohne ihn Vieles nicht möglich gewesen wäre, was dieses Buch auszeichnet. Das Interesse für und die Arbeit an Kanontafeln haben den Anstoß gegeben zu einem größeren Forschungsprojekt, das jetzt zu Ende geht. „Paratexts of the Bible (ParaTexBib)“ wurde großzügig durch einen Advanced Grant des European Research Council gefördert (grant no. 339256). Die Gespräche im Team waren nicht nur anregend und vergnüglich, sondern sie sind auch durch zahlreiche Hinweise der vorliegenden Arbeit zugute gekommen. Ich kann nicht alles in Fußnoten *ad locum* nachweisen, sondern hier nur alle Mitglieder ohne Abstufung, in der nüchternen Reihung des Alphabets auflisten, *in primis* den Freund und Kollegen Patrick Andrist, gefolgt von Inès Carlier, Emanuele Castelli, Saskia Dirkse, Marie-Ève Geiger, Sergey Kim, Ann-Sophie Kwaß, Agnès Lorrain, Andrea Mele, Gabriella Mighali, Ulrich Schmid, Pierre Sfindules und Emmanuel Van Elverdinghe. Allen Genannten gebührt großer Dank, ebenso Christiane Emmert und Annika Hansbauer, die bei der aufwendigen Erstellung der Indizes halfen.

Die vorliegende Publikation eröffnet eine Reihe von Paratext-Publikationen, die aus dem genannten Projekt hervorgegangen sind, oder technisch gesprochen: eine Unter-Reihe von „Manuscripta Biblica“ mit der Bezeichnung „Paratextus Biblici“. Dass sich der Verlag De Gruyter auf dieses Abenteuer eingelassen hat, ist nicht selbstverständlich. Stellvertretend danke ich Albrecht Döhnert, Cheflektor Theologie und Religion, für die Offenheit und Unterstützung in Bezug auf dieses Vorhaben.

Kanontafel-Forschung ist im 20. Jahrhundert wesentlich von Carl Nordenfalk (1907–1992) geprägt und vorange-trieben worden. Mit ihm verbindet mich das Privileg, im παράδεισος (Garten und Bibliothek) von Dumbarton Oaks arbeiten zu dürfen: Er war dort 1979/80 Fellow, ich 30 Jahre später (2010 und 2012). Aus der damaligen Community nenne ich nur Jan Ziolkowski, Margaret Mullett, Gudrun Bühl (als *officials*) sowie Marilyn Heldman († 2019), Scott Johnson, Noel Lenski, Columba Stewart – und *last, but not least* den ältesten Gesprächspartner: das damals gerade neu erworbene Evangeliar ms. 5 (GA 678, 12. Jh.). Es bildet *honoris causa* den Auftakt zum vorliegenden Buch (Abb. 1).

Die Basler Codices mit den niedrigen Gregory-Aland-Nummern waren ebenfalls wichtige Gesprächspartner (GA 1, GA 2, vor allem GA E/07), selbst wenn sie keine Kanontafeln enthalten (und darum ja auch Erasmus' *editio princeps* von 1516 nicht). Sie verweisen aber auf den Gesprächszusammenhang der Humanistenmetropole am Rhein, von dem ich viele Jahre dankbar profitiert habe. Indem ich *pars pro toto* nur Ueli Dill nenne, den Leiter der dortigen Abteilung für Handschriften und Alte Drucke (und zugleich einen exzellenten Erasmus-Kenner), erinnere ich daran, dass neben den Handschriften auch die Bibliotheken wesentlichen Anteil am Gelingen eines solchen Projekts haben: Orte und Kontexte der Begegnung. Zu viele Personen haben durch Auskünfte, Aufsicht, Fotografien und Gespräche in zahlreichen Institutionen Hilfe geleistet, als dass ich sie hier alle namentlich nennen könnte.

In den Jahren der Arbeit an diesem Buch hat sich der Umgang mit Reproduktionen von Handschriften radikal verändert – radikaler als in den vielen Jahrhunderten zuvor seit Erasmus. Beinahe täglich werden neue Digitalisate ins Netz gestellt. Wenn dieses Buch im Druck erschienen ist, werden Zeugen verfügbar sein, zu denen hier noch keine URL angegeben ist. Schon jetzt sind fast alle neutestamentlichen Handschriften über den New Testament Virtual Manuscript Room (ntvmr.uni-muenster.de) zugänglich. Man könnte meinen, dass sich aus diesem Grund die Beigabe von Bildern im Buch erübrigt, und in der Tat wurde sparsam von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Eine Arbeit über Kanontafeln könnte fast auf jeder Seite ein prächtiges Bild zeigen. Dem Text wurden aber nur solche Bilder direkt beigegeben, die zum Verständnis der Argumentation unerlässlich sind. Zusätzlich gibt es einen Tafelanhang, dessen Auswahl auf folgenden Prinzipien beruht: Zum einen sind es schwerpunktmäßig Teile von Evangeliiaren, deren biblischer Text verloren ist, die also auch nicht über den NTVMR zugänglich sind. Zum anderen wurde grundsätzlich der komplette Zyklus

abgedruckt, also alle erhaltenen Seiten des Tafelwerks. Auch Nordenfalk 1938 war in seinem Tafelband so verfahren, doch in vielen anderen Fällen ist es ein Ärgernis für das Studium der Kanontafeln in ihrem Textbestand, dass bzw. wenn nur einzelne Seiten abgedruckt werden. Das ist der Regelfall in Ausstellungskatalogen und kunsthistorischer Literatur.

Wenige weitere praktische Hinweise zum Buch: Auch wenn von „Buch“ die Rede ist, wird doch die elektronische Version häufiger gelesen werden. Sie ist zusätzlich zur Print-Version mit Links ausgestattet. Das betrifft die inneren Verweise (mit →), die angegebenen URLs und vor allem in den Handschriftenlisten die Bezüge auf den NTVMR, die Digitalisate der Bibliotheken und nicht zuletzt die Beschreibungen, die im genannten Projekt ParatexBib angefertigt wurden. Diese sind zugänglich über die Seite www.manuscripta-biblica.org, am einfachsten über die jeweilige Diktyon-Nummer.

Obwohl das Tafelwerk ein Text *sui generis* ist, folgt die Edition im wesentlichen den geläufigen Konventionen. Im Apparat wird allerdings gelegentlich mit → auf Kapitel 3.1 verwiesen, nämlich dort, wo zusätzlich zum Zeugnis der Handschriften das Verhältnis von Paratext und Text relevant ist. Neben der eigentlichen Kanontafel-Edition (samt Karpianbrief und Titulus) werden immer wieder begleitende Sachverhalte und Texte aus den Handschriften mitgeteilt. Solche „Nanoeditionen“ finden sich über das Buch verstreut und sind über den Index erschlossen (→ 7.1). In jedem Einzelfall wurde eine PTB-Nummer (Paratextus Biblicus, Beispiel: G11302) vergeben, die zur Identifikation und Auffindung dient. Ebenso sind die Handschriftenbeschreibungen in den Kapiteln 4.4 und 4.5 nicht im Inhaltsverzeichnis aufgeschlüsselt, sondern im Index der Handschriften (→ 7.5). Weitere praktische Hinweise zu Zitationsweise etc. werden am Beginn des Literaturverzeichnisses gegeben. Die Zitate zu Beginn dieses Vorwortes sind im Kapitel zur Forschungsgeschichte (→ 4.7) nachgewiesen.

Im Lauf der Zeit hatte ich Gelegenheit, Kanontafeln bei verschiedenen Tagungen und Seminaren mit verschiedenen Kolleginnen und Kollegen zu diskutieren, innerhalb und außerhalb meiner eigenen Universität in München. Ich kann nicht alle diejenigen dankend aufzählen, von denen ich Hinweise, Anregungen und Ermutigung empfangen habe. Ich möchte aber nicht schließen, ohne der *plus quam collegae* oder besser: *plus quam uxori* zu danken, die Höhen und Tiefen geteilt hat. Vom Blizzard in Washington zur römischen Hitze, von der Basler Fasnacht bis zur Pandemie in München: Ihr widme ich dieses Buch.

Inhalt

Vorwort — V

1 Einleitungsfragen — 1

- 1.1 Was sind und woraus bestehen Kanontafeln? — 1
- 1.2 Methodik zur Erfassung — 5
- 1.3 Abfassung und Datierung — 9

2 Profil eines erfolgreichen Produktes — 13

- 2.1 Tabelle und Buch — 13
- 2.2 Querverweis und Zahl — 20
- 2.3 Architektur und Denk-Mal — 27
- 2.4 Ein Evangelium und vier Evangelien — 31
- 2.5 Ausführung und Umsetzung — 39
- 2.6 Varianten und Weiterentwicklung — 47

3 Textkritik und Textgestalt — 65

- 3.1 Erläuterungen zu einzelnen Stellen — 65
- 3.2 Übergreifende Beobachtungen zum System — 81

4 Überlieferung und Editionstechnisches — 85

- 4.1 Seiteneinteilung — 86
- 4.2 Titulus, Tholos und andere Dekorationselemente — 96
- 4.3 Randziffern — 103
- 4.4 Die verwendeten griechischen Textzeugen — 106
- 4.5 Weitere griechische Textzeugen — 139
- 4.6 Alte Übersetzungen — 147
- 4.7 Vorausgehende Editionen und Forschungsgeschichte — 164
- 4.8 Zur Einrichtung der vorliegenden Edition — 172
- 4.9 Conspectus Siglorum — 173

5 Edition — 175

6 Literatur — 191

7 Indizes — 201

- 7.1 Edierte Texte — 201
- 7.2 Bibel — 201
- 7.3 Antike Schriften — 203
- 7.4 Personen — 204
- 7.5 Handschriften — 206

8 Abbildungsnachweis — 213

9 Bildtafeln — 215



Abb. 1: Prachtig ausgeschmuckte Seite aus dem Tafelwerk in einem mittelbyzantinischen Evangeliar. Washington, Dumbarton Oaks, ms. 5 (GA 678, 12. Jh.), f. 4r, s. auch unten Abb. 10 den Ausschnitt samt Erklahrung.

1 Einleitungsfragen

Kanontafeln sind zahlreich erhalten, oft gesehen, häufig gezeigt (in Ausstellungen oder Bildbänden), vielfach beschrieben (zumeist in Katalogen) und noch öfter erwähnt (in wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Literatur). Dennoch sind sie selten Gegenstand eigenständiger Erkenntnisbemühungen, demnach selten ihrem Wesen nach verstanden, selten als theologisch-exegetisches Instrument gewürdigt und bislang niemals kritisch ediert. Die erste und bislang einzige Monographie über Kanontafeln stammt aus dem Jahr 1938 und nimmt den Gegenstand von kunsthistorischer Seite in den Blick.¹ Diese Perspektive ist nicht unpassend oder kritikwürdig – ganz im Gegenteil, denn die künstlerische Ausgestaltung ist nicht ein sympathisches *optional*, sondern originärer Teil eines komplexen Gesamtkonzepts. Gleichwohl sind Kanontafeln primär ein nüchternes exegetisches Arbeitsinstrument, und von hier hat die Würdigung ihren Ausgang zu nehmen.

1.1 Was sind und woraus bestehen Kanontafeln?

Die „ingeniöse Erfindung des Euseb“² zur Erschließung der Parallelüberlieferung in den vier Evangelien ist benutzerfreundlich und einfach; sie bedarf zur Verwendung dennoch einer kurzen Erläuterung. Die langen Zahlenreihen zu Beginn der Evangelien sind nicht unmittelbar selbsterklärend (und manche Abschreiber haben sie wohl auch nicht ganz verstanden – wie zu zeigen sein wird). Die „Bedienungsanleitung“ hat Euseb gleich mitgeliefert: Sie findet sich im Brief an Karpian, der die Tabellen begleitet. Jedes Evangelium ist in nummerierte Abschnitte unterteilt. „Jeder Zahl aber ist ... ein Hinweis beigegeben, aus dem sich ergibt, in welchem der zehn Kanontabellen die jeweilige Zahl zu stehen kommt.“³ Diese zehn Tabellen stehen zu Beginn des Buches und sind nach der Zahl

der jeweils vorhandenen Parallelen organisiert: Vom ersten Kanon (mit Parallelen in allen vier Evangelien) bis zum zehnten (nur ein Evangelium, in moderner Terminologie „Sondergut“). Man kann also selbst ohne Benutzung der Tabellen (oder ohne sie zur Verfügung zu haben) den Kanonziffern eine relevante Information entnehmen: Wenn es etwa Kanon II ist, weiß ein geübter Benutzer sofort, dass der Abschnitt Parallelen in Matthäus, Markus und Lukas hat, also durch die gemeinsame Überlieferung der Synoptiker bezeugt ist.

Das System ist so einfach und so praktisch, dass es „noch heute von Interesse“ ist, denn es „kann durchaus den Gebrauch einer Synopse vorläufig ersetzen.“⁴ Mit dieser Begründung hat Kurt Aland die Kanontafeln 1979 in seine Neubearbeitung der Standard-Druckausgabe des griechischen Neuen Testaments aufgenommen, wo sie bis heute dem Text beigegeben sind. Er folgte dabei der Tradition von Eberhard Nestle – und darüber hinaus einem alten Brauch. Der genannte Grund leuchtet ein – indes gibt es weitere gute Gründe für die Beibehaltung dieser Tradition. Ein erster ist ganz praktischer Art: Wer schon mit neutestamentlichen Handschriften gearbeitet hat, weiß, wie mühsam es sein kann, eine gewünschte Passage im durchlaufenden *mare magnum* des Textes (der natürlich von der westlich-modernen Kapitel- und Verseinteilung nichts weiß) aufzufinden. Dabei können die Randzahlen der eusebianischen Sektionen eine große Hilfe sein⁵ – in höherem Maße als die byzantinischen *kephalaia*, denn die Zahl dieser Kapitel ist geringer, die Abschnitte sind also im Durchschnitt viel länger, der Text dadurch schwerer auffindbar.

Wer mit Handschriften gearbeitet hat, weiß aber darüber hinaus auch: Die Kanontafeln, oder genauer: das eusebianische Gesamtsystem ist mit dem Text selbst eine enge, fast symbiotische Überlieferungsgemeinschaft eingegangen. Das eine vom anderen zu trennen, ist möglich, aber wer das tut, muss wissen, dass er damit einen wesentlichen Teil der byzantinischen Textkultur bewusst und brutal abschneidet. So weit sind auch protestantische Bibelkritiker zumeist nicht gegangen. Trotz des negativen Beiklangs, den das Wort „byzantinisch“ in gewissen Teilen wissenschaftlicher Textkritik des Neuen

1 Allerdings geht das Buch von Nordenfalk 1938 über eine rein kunsthistorische Analyse weit hinaus. Die Leistung des (damals) jungen schwedischen Kunsthistorikers in seiner Göteborger Dissertation kann nicht genug gerühmt werden. Auch die vorliegenden Studien verdanken ihm auf beinahe jeder Seite etwas. Zu seiner Stellung in der Forschungsgeschichte s. unten in Abschnitt → 4.7. Jüngst ist zudem die Monographie von Crawford 2019 erschienen. Diese konnte hier nur noch teilweise berücksichtigt werden.

2 Kurt Aland in: Nestle-Aland 1979, 34* (engl. 69*).

3 Ep. Carp. § 7.

4 S. oben Anm. 2. Über die Herkunft des Tafelwerks (aus den vorausgehenden Editionen von Eberhard Nestle seit 1908) und über noch ältere Druckausgaben s. unten das Kapitel zur Forschungsgeschichte → 4.7.

5 Auf diesen Aspekt hebt auch die neueste Ausgabe von Nestle-Aland ab (2012, 43*).

Testaments angenommen hat, wissen auch sie: Der biblische Text war über tausend Jahre lang in den Händen der Byzantiner – mehr als doppelt so lang wie die Zeit, die seit der Druckausgabe des Erasmus vergangen ist.

Mit einem glücklichen (und weithin akzeptierten) Neologismus des französischen Literaturwissenschaftlers Gérard Genette unterscheidet moderne Wissenschaft zwischen Text und Paratext, zwischen dem „Eigentlichen“ und den Beigaben. Diese Distinktion impliziert also eine hierarchische Abstufung im Sinne des Primären und des Sekundären. Doch statt den Finger auf diesen Aspekt zu legen, ist es womöglich besser, mit Genettes ursprünglicher Terminologie von „Schwellen“ zu sprechen: Paratexte als Schwellen zum Text, Grenzphänomene, Teil zweier Welten.⁶ Sie ziehen eine Grenze und ermöglichen zugleich den Zugang. Faktisch sind Paratexte in den Lese- und Textkulturen oftmals wichtiger als Texte: Vorworte werden häufiger gelesen als die zugehörigen Dissertationen, Klappentexte sind für den Verkauf relevanter als die zugehörigen Romane.

Das eusebianische System der Kanontafeln ist ein Paratext *par excellence*. Schon im begleitenden Karpianbrief gibt er sich ganz bescheiden, betont den Abstand zum eigentlichen Text und will sich ihm ganz unterordnen.⁷ Gleichwohl ist er mit seiner subtilen Leserlenkung, mit der kapillaren Vernetzung der Texte und mit dem prächtigen Exordium in einer Weise prägend geworden wie kein anderer biblischer Paratext und teilweise sogar mehr als der Text selbst: Wenn Evangeliiare in Ausstellungen gezeigt werden, steht auf dem begleitenden Schild oft etwas wie „Vier Evangelien“, aber in der Vitrine sieht man kein Stück evangelischen Text, sondern eine aufwendig gestaltete Doppelseite mit Kanontafeln.

Für moderne Wissenschaft ist die Unterscheidung zwischen Text und Paratext in diesem Fall glasklar. Doch kann man sich fragen, bis zu welchem Grad das auch für Kopisten und Gelehrte in der tausendjährigen Geschichte handschriftlicher Überlieferung zutrifft. Kanontafeln galten weithin als integraler Teil des Textes. Sie wurden vermutlich nicht weniger als kanonisch empfunden als der Text selbst – ja, es mag Fälle geben, in denen die Kanontafeln als eine Art Gipfel und Kondensat des Evangelienkanons gesehen und gestaltet wurden. Andernfalls wäre die enorme künstlerische Energie schwer erklärbar, die die nüchternen Tabellen

bei der Gestaltung freisetzen. In der armenischen Tradition ging die Verehrung, die dem Tafelwerk entgegengebracht wurde, sogar so weit, dass man es zum Gegenstand eigener exegetischer Bemühungen machte – nicht weniger als den kanonischen Text selbst.⁸ Die allegorische Auslegung der Kanontafeln bediente sich der gleichen Hermeneutik wie die der Bibel. Kein anderer neutestamentlicher Paratext erreichte dieses Niveau der „Kanonizität“ – vielleicht mit Ausnahme der Titel der biblischen Bücher (die ja ebenfalls in modernen Textausgaben in ihrer byzantinischen Gestalt mitgegeben werden). So wichtig Prologe oder Subskriptionen oder exegetische Exkurse oder sonstige Materialien, die mit dem Bibeltext abgeschrieben wurden, auch waren, und so sehr manche davon auch sinntragend und lektürebestimmend waren (in explizit-diskursiver Form mitunter in höherem Maße als die Kanontafeln) – so klar war ihre Abstufung dem eigentlichen Text gegenüber.

Allenfalls noch die *kephalaia*, also die Einteilung in Kapitel, kommen in ihrer Bedeutung an die Kanontafeln heran, und sie teilen mit ihnen einen wichtigen Aspekt: Sie sind ihrem Wesen nach nicht oberflächlich dem Text zugefügt, also ihm einfach voran- oder nachgestellt, sondern sie begleiten ihn fortlaufend, praktisch auf jeder Seite. Zugleich aber halten sie sich viel taktvoller im Hintergrund, als moderne Unterteilungen das tun: Kapitelzahlen stehen nur am rechten oder linken Rand, Kapitelüberschriften allenfalls unten oder oben auf dem Seitenrand, vor allem aber in gesammelter Form in einem Inhaltsverzeichnis zu Beginn.⁹ Niemals würde sich eine Zwischenüberschrift in den Text drängen wie in modernen gedruckten Bibeln, ja nicht einmal eine Zahl: der heilige Text selbst wird nicht angerührt. Das gleiche gilt für die eusebianischen Randziffern – und genau das war die programmatische Absicht, die Euseb in seinem begleitenden Brief dokumentiert.¹⁰

Neben dieser mitlaufenden symbiotischen Bescheidenheit, gewinnen beide genannten Paratexte Sichtbarkeit und eigenes Profil in den Tabellen zu Beginn des Codex. Allerdings ist der geistige Anspruch und die gedankliche Tiefe im Fall des eusebianischen Systems erheblich größer. Man kann von einer regelrechten

⁶ Genette 1987; zur Rezeption dieses Ansatzes für das Studium byzantinischer Handschriften vgl. Andrist 2018.

⁷ Die synoptischen Tabellen sollen durchweg „den Körper (σῶμα) und die Abfolge (εἰρημὸς)“ des Haupttextes respektieren und bewahren, ep. Carp. § 3.

⁸ S. die kurzen Hinweise unten am Ende von Abschnitt → 2.4.

⁹ Die Ausgabe von Nestle-Aland enthält auch die Kapitelnummern als Beigaben am inneren Rand, aber eigenartigerweise nur diese, nicht auch die Inhaltsverzeichnisse zu Beginn eines jeden Evangeliums mit der Angabe der vollen Überschriften. Diese sind bei von Soden 1902–10, 405–411 abgedruckt und werden von Saskia Dirkse im Rahmen des Projekts ParaTexBib kritisch ediert.

¹⁰ S. oben Anm. 7.

„Theologie der Kanontafeln“ sprechen; sie soll in den folgenden Abschnitten beleuchtet werden (v. a. → 2.4). Die Kanontafeln sind der König der neutestamentlichen Paratexte.

Das gilt nicht nur aus inneren Gründen, sondern auch aus Gründen der äußeren Bezeugung. Die Mehrzahl der erhaltenen byzantinischen Evangelien enthalten oder enthielten Kanontafeln (ebenso wie übrigens die *kephalaia*). In der kulturellen Wahrnehmung gehörten sie zu einem vollständigen Evangelienbuch. Das *look and feel* eines solchen Buches war wesentlich durch dieses *feature* bestimmt. Und das gilt nicht nur für den griechisch-byzantinischen Kulturraum. Die Kanontafeln prägten über Jahrhunderte das Erscheinungsbild von Evangelienbüchern in lateinischer, syrischer, armenischer, georgischer, arabischer, koptischer, äthiopischer und kirchenslawischer Sprache (mit gewissen Abstufungen, die genaue Gestalt und die Häufigkeit betreffend). Die Zahl der erhaltenen Handschriften lässt sich nach heutigem Kenntnisstand allenfalls ganz grob schätzen, sie geht aber sicher in die Tausende. Es handelt sich um einen der meist abgeschriebenen Texte aller Zeiten, vermutlich um *den* meist abgeschriebenen Text der europäischen Antike direkt nach dem primären Bezugstext, nämlich den Evangelien.

Allerdings – man kann sich fragen, ob man dieses Zahlenkonstrukt überhaupt als Text bezeichnen soll. Im klassischen Sinne Textcharakter hat ja nur der kurze Karpianbrief. Die Hauptsache sind die langen, über mehrere Seiten gehenden Tabellen mit Zahlen. Denkt man indes an den Wortsinn von *textus*, Gewebe, so kann man argumentieren, dass gerade diese Tafeln ein *textus* im eigentlichen Wortsinn sind, ja dass sie es sind, die das Evangelium – das theologisch gesehen *eine* Evangelium – erst zu einem Text machen. Denn Eusebs Arbeit geht von der Beobachtung aus, dass zunächst vier unabhängige Erzählstränge, wörtlich: *fila*, Zeichen-Ketten, vorliegen. Sie bleiben als solche vollständig intakt, werden aber durch das intrikate System der synoptischen Tabellen miteinander zu einer Textur verwoben. Aus den Fäden der vier einzelnen Evangelien wird so der *textus* des einen Evangeliums gewoben.

Das ist kein reines Wortspiel. Vielmehr lässt sich zeigen, dass und wie sehr gerade die Textur dieser Tabellen zu Kanonisierung und Sakralisierung des Textes beitrug (→ 2.4). Die Mauer um den Wortlaut wird höher, zum Text kann nun nichts mehr hinzugefügt und nichts mehr weggenommen werden, ohne das präzise gewebte System zu zerstören. „Ihr sollt nichts dazutun und nichts davon tun“ – so lautet die klassische „Kanonformel“ aus dem

Buch Deuteronomium.¹¹ Der Text wird gerade durch seine textile Struktur, durch die mehrdimensionale Verwebung, immun.

Es geht aber um mehr als um das technisch-mechanische Addieren und Subtrahieren. Die Kanontafeln schaffen eine Art von künstlerischem Mehrwert, der die ästhetische Dimension des Textlich-Textilen unmittelbar vor Augen führt. Das feine Gewebe der heiligen Schrift wird sichtbar in den nüchternen Tabellen zu Beginn – und zwar gilt dies nicht nur für die teilweise überaus prächtig dekorierten Exemplare des Mittelalters, sondern bereits für die frühesten bekannten Zeugen aus der Spätantike. Kanontafeln sind zunächst ein exegetisches Arbeitsinstrument – von dieser Feststellung nahm die Betrachtung ihren Ausgang. Doch kann kein Zweifel sein, dass sich schon ihr Schöpfer bzw. sein Skriptorium des ästhetischen Überschusses bewusst war. Kanontafeln sind von Anfang an nicht nur Organisation, sondern auch Visualisierung von Text, durchaus im vollen Sinn von *textus*. Carl Nordenfalk hat zeigen können, dass gewisse Dekorationselemente sehr wahrscheinlich auf den Archetyp zurückgehen, ja dass in diesen sorgfältig gestalteten Tabellen die Anfänge christlicher Buchmalerei überhaupt zu erblicken sind.¹² Gerade aus diesem Grund kann eine angemessene Beschäftigung mit den Kanontafeln nicht vom kunsthistorischen Aspekt absehen oder ihn als eine schöne, aber verzichtbare Zutat ins zweite Glied verweisen.

Dabei geht es nicht im klassischen Sinne um das Text-Bild-Verhältnis, also das Verhältnis von Unterschiedenem – hier ein Bild, dort ein Text, die irgendwie interagieren –, sondern um die Inszenierung von Schrift als solcher, um den ikonischen Wert der Tabellen und Ziffern, zugleich aber auch um das Abbilden von Heiliger Schrift, kurz um „Kanon“ als visuelles Prinzip. Die weiteren Darlegungen werden zeigen, dass es sowohl rein bildliche Elemente (den Tholos) als auch rein textliche Elemente (den Karpianbrief) als auch verschiedene Überschneidungs- und Übergangsformen gibt, die nicht leicht der einen oder anderen Kategorie zuzuordnen sind (→ vor allem 4.2).

Diesem komplexen Gesamtkunstwerk ist schwer mit den spröden Mitteln moderner Wissenschaft gerecht zu werden. Im nächsten Abschnitt wird diskutiert, welche Methodik dafür in Betracht kommen kann und was in

¹¹ Dtn 13,1, vgl. auch 4,2, zur Kanonformel vgl. Assmann 1992, 103–114. Für Fälle, in denen gleichwohl der Bedarf nach Zufügungen zum System auftrat (Markusschluss, Joh 8) → 3.1.10 und 3.1.15.

¹² Das ist die wesentliche Botschaft der Monographie von Nordenfalk 1938, vgl. zusätzlich auch den Aufsatz Nordenfalk 1951.

diesem Zusammenhang die Rede vom „Edieren“ besagen kann. Zunächst jedoch noch einige Bemerkungen zur Terminologie – und auch das geht in diesem Fall schnell über das rein Technische hinaus.

Es ist nochmals daran zu erinnern, dass das eusebianische System aus drei Teilen besteht, nämlich dem Karpianbrief, den eigentlichen Kanontafeln und den begleitenden Randziffern: Text, Tabelle und Apparat. Im strengen Sinn bezeichnet also das eingeführte Wort „Kanontafeln“ nur einen Teil des Systems. Es hat zudem den Nachteil, dass es kein quellsprachlich etablierter Terminus ist: ein unmittelbares Äquivalent gibt es weder im Griechischen noch im Lateinischen. Der Begriff wird hier dennoch beibehalten, weil er verschiedene Vorteile hat. Zunächst eben dass er eingeführt ist: In Nachschlagewerken und Spezialliteratur wird man unter diesem Stichwort fündig.¹³ Sodann aber auch dass er im Grunde sachgemäß wiedergibt, was Euseb hier unter „Kanon“ verstanden wissen will. In modernen Sprachen muss man das Wort durch einen Zusatz von seinen theologischen Überformungen (und Überforderungen) befreien. „Kanon“ ist, wie zu zeigen sein wird, hier nicht mehr (aber auch nicht weniger) als eine Liste, Tabelle – in diesem Sinne eben „Tafel“ (→ 2.1). Dass sich von hieraus dann doch wieder Berührungen mit dem „Kanonischen“ ergeben, klang schon an und muss kein Nachteil sein. Schließlich liegt ein Vorteil darin, dass klar wird: Der sichtbarste, spezifischste, aber auch innovativste Teil des Systems sind eben die Tabellen.

Ein Problem kann darin liegen, dass von „Kanontafeln“ bald in einem engeren, bald in einem weiteren Sinne gesprochen wird (nämlich: nur auf die Tabellen oder das Gesamtsystem bezogen). Dieses Problem könnte nur durch eine einigermaßen künstliche Alternativ-Terminologie vermieden werden. Die Rede vom *apparatus Eusebianus*¹⁴ ist keine wirkliche Lösung, denn sie erinnert zwar daran, dass die Randziffern Teil des Systems sind und nicht vergessen werden sollten, ist aber zugleich nicht inklusiv, denn nach geläufiger Sprechweise ist ein solches text-begleitendes „Netz“ ein Apparat, nicht aber eine Tabelle oder ein erklärender Text. (In modernen kritischen Editionen gibt es einen textkritischen Apparat und *zusätzlich* eine diskursive Einleitung.)

Die vorliegende Studie vertraut darauf, dass es der Zusammenhang klar macht, ob von Kanontafeln im engeren oder weiteren Sinn die Rede ist. Sollte sich einmal

das Risiko von Verwechslungen abzeichnen, wird spezifisch von „Kanontabellen“ oder (unelegant, aber eindeutig) vom „eusebianischen System“ oder „Konkordanzwerk“ gesprochen.

Der Randapparat besteht nach Eusebs Anweisung aus zwei Teilen bzw. genauer je zwei Ziffern: eine für jedes Evangelium durchlaufende Sektionszählung und ein Verweis auf eine Kanontabelle (Zahlen von 1 bis 10). Für erstere, also die fortlaufende Unterteilung, wird von Sektionen oder eusebianischen Sektionen gesprochen (im Unterschied zu Kapiteln und Versen der westlichen Einteilung und *kephalaia* der byzantinischen Einteilung). Die in der älteren Literatur verbreitete und jüngst wieder aufkommende Rede von „Ammonian sections“ sollte aufhören.¹⁵ Wie weiter unten zu zeigen ist, gibt es keinerlei Indiz dafür, dass Ammonios von Alexandrien überhaupt irgendwelche Abschnitte nummeriert hat, und selbst wenn er es getan haben sollte, kann es als ausgeschlossen gelten, dass diese Nummerierung von Euseb ohne wesentliche Änderung übernommen wurde (→ 2.2).

Der Verweis auf die eusebianischen Sektionen erfolgt durch die Abkürzung des Evangeliums, an die sich ohne Freizeichen die Ziffer anschließt. Umgekehrt: wenn ein Freizeichen steht, folgt eine Kapitel- und (ggf.) Versangabe. Es gilt also beispielsweise Mt267 = Mt 24,48–51. Weil die Sektionen in der verbreiteten Standardausgabe von Nestle-Aland am inneren Rand mit abgedruckt sind, ist die Auffindbarkeit in jedem Fall unproblematisch.

Um den Lesegewohnheiten der Benutzer dieser Ausgabe entgegenzukommen, werden für die Bezeichnung der einzelnen Kanones römische Ziffern verwendet, also von I bis X, im Falle von Kanon X ggf. mit direkt angeschlossener, hochgestellter Bezeichnung des gemeinten Evangeliums (etwa: X^{Mt}). Diese Praxis folgt einer langen gelehrten Tradition, die letztlich auf einen venezianischen Druck des Jahres 1511 zurückgeht.¹⁶ Sie hat aber keinen Anhalt in der Antike oder gar beim Autor des Tafelwerkes: Euseb hat für beide Teile seines Randapparates das gleiche Zahlensystem verwendet und zwischen den Teilen nur durch die verwendete Farbe unterschieden. Zugleich ist ihm selbstverständlich das eine wie das andere, das arabische wie das römische Zahlensystem von Haus aus fremd, und die Übersetzung in das eine oder das andere ist in jedem Fall ein Entgegenkommen an moderne Leser.

Angaben mit „Z[eile]“, gefolgt von arabischen Ziffern, ohne weitere Erklärung beziehen sich auf die Edition der Kanontabellen (G11301, S. 177 ff.). Auf den Karpian-

¹³ Vgl. etwa die Artikel von Wessel 1978, Sevrugian 2004, Chavannes-Mazel 2012.

¹⁴ So von O’Loughlin 2010, 6 vorgeschlagen (*terminus* bereits in O’Loughlin 1999, 2–4), gelegentlich – v. a. im englischen Sprachraum – auch so verwendet, zuletzt etwa Cooghan 2017.

¹⁵ Jüngst wieder ins Spiel gebracht von Crawford 2015, 19–21.

¹⁶ S. unten → 4.7.

anbrief (G11300, S. 175 f.) wird mit ep. Carp., gefolgt von der einschlägigen Paragraphennummer verwiesen. Weitere praktische Informationen zur Zitation finden sich zu Beginn des Literaturverzeichnisses.

1.2 Methodik zur Erfassung

Das vorliegende Buch bietet eine neue Edition der Kantafeln. Was genau ist damit gemeint? Ziel ist es, den Textbestand des eusebianischen Tafelwerks so originalgetreu wie möglich zu rekonstruieren. Dieser schlichte Satz ist banal und vielsagend zugleich. Banal, weil damit – zumindest auf den ersten Blick – das gesagt ist, was „Edieren“ eben üblicherweise bedeutet, also auch sonst in vielen Fällen Ziel ähnlicher Bemühungen ist.¹⁷ Vielsagend aber zugleich, weil dieses Übliche ein ganzes Set von Methoden und Standards evoziert, die in den vergangenen 500 Jahren gewachsen sind. Es ist ja nicht selbstverständlich, was eine kritische Edition ist, was man sinnvollerweise von ihr erwarten kann (und was nicht), welchen Regeln die Kritik des Textes folgt, und wie die Ergebnisse der Arbeit am Text präsentiert werden.

Diese Regeln müssen hier nicht eigens expliziert und diskutiert werden. Jedenfalls nicht, soweit sie den etablierten Standards folgen; das grundsätzliche Ziel ist, wie gesagt, zunächst nicht ungewöhnlich. Es müssen aber einige Punkte benannt werden, an denen die Situation im vorliegenden Fall speziell ist und daher spezielle Herausforderungen mit sich bringt. Es sind dies im wesentlichen drei Punkte, oder genauer: zwei derartige Spezifika und eine Reflexion über das Ziel als solches.

Eine erste Besonderheit liegt im Reichtum der Überlieferung. Paradoxe Weise gibt es sowohl Texte, deren Überlieferung *zu schlecht*, als auch solche, deren Überlieferung *zu gut* ist. Die Regeln klassischer Textkritik kommen an ihre Grenzen bei einem späten und textlich schlechten *codex unicus*. Sie kommen aber auch an ihre Grenzen bei mehreren Hundert Zeugen mit insgesamt hoher Textqualität. Dies letztere ist hier der Fall. Die Menge an Zeugen wurde schon im vorigen Abschnitt angespro-

chen. Es handelt sich um einen der bestüberlieferten Texte, die es überhaupt gibt. Auf welche Auswahl soll sich eine Edition also stützen? Dass eine Auswahl getroffen werden muss, liegt auf der Hand – nicht nur aus arbeitsökonomischen Gründen, sondern auch um des gesteckten Ziels willen: Ein kritischer Apparat mit Lesarten aus vielen Dutzend oder gar Hunderten Handschriften würde die Würdigung des Originals nicht vereinfachen, sondern erschweren.

Klassische Methoden zur Reduktion kommen nicht in Betracht. Die Etablierung eines Stemmas und das Ausschneiden von *codices descripti* ist hier nicht möglich. Und zwar wiederum nicht nur aus arbeitsökonomischen, sondern auch aus prinzipiellen Gründen. Handschriften des Neuen Testaments waren derart allgegenwärtig, dass die Arbeit mit mehr als einer Vorlage stets möglich war, dass also Kontamination nicht die Ausnahme, sondern die Regel sein dürfte. Aber nicht nur das: Die Natur des Tafelwerkes sorgt dafür, dass klassische Kriterien der Stemmatisierung („Trennfehler“, „Bindefehler“) nur sehr eingeschränkt funktionieren würden. Es gibt typische Fehler beim Abschreiben der Zahlenreihen, die mehrfach unabhängig passiert sein können, und es gibt mitunter die Möglichkeit, auch gravierende Fehler durch kluge Kombination ohne Vorlage zu korrigieren.

Angesichts dieser Situation bleibt nur ein relativ mechanisches, damit teilweise zufälliges Kriterium zur Auswahl der materialen Basis, nämlich ein chronologischer Schnitt. Material nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt wird berücksichtigt. Wo diese Grenze zu ziehen ist, ist in jedem Fall etwas willkürlich. Für die vorliegende Edition wurde die Mitte des zehnten Jahrhunderts als Grenze gewählt.¹⁸ Grund dafür sind nicht besondere historische Ereignisse um das Jahr 950, sondern die pragmatische Einsicht, dass das Material bis zu diesem Zeitpunkt einerseits ausreichend, andererseits quantitativ noch beherrschbar ist. Wichtig ist der Hinweis, dass mit „Material“ nicht nur die physischen Zeugen der direkten griechischen handschriftlichen Überlieferung gemeint sind, sondern auch die alten Übersetzungen. Alle Zeugen sind im *Conspectus*

¹⁷ Eine brillante Einführung in die Textkritik – unterdessen ein Klassiker – bietet das Büchlein von West 1973, vgl. des weiteren etwa Dover 1997. Macé (in Bausi/Sokolinski 2015), 342 spricht für den hier gemeinten klassischen Fall von einer „genealogical edition“. Das ist nicht verkehrt, aber die Rede von einer „rekonstruktiven Edition“ ist angemessener, denn eine Genealogie der relevanten Zeugen kann hier nicht erschlossen werden. Das Ziel bleibt dennoch das der Rekonstruktion.

¹⁸ Handschriften sind nicht immer tagesgenau datiert, oder besser: Sie sind es fast immer nicht. Schon aus diesem Grund ist die Grenze etwas unscharf, und es ergibt sich eine Grauzone. Die Datierung von Handschriften folgt generell der bestbegründeten oder jüngsten Forschungsmeinung. Alle Handschriften sind erfasst, für die eine Entstehung im 9. Jh. oder früher in Betracht kommt, nach Möglichkeit auch Grenzfälle zwischen 9. und 10. Jh. Die erste Hälfte des 10. Jh.s bildet die genannte Grauzone: Es kann keine vollkommen scharfen Kriterien für Einschluss und Ausschluss geben. Immerhin sind unten in Abschnitt → 4.5 einige Grenzfälle benannt und diskutiert, die letztlich nicht aufgenommen wurden.

(→ 4.9) aufgeführt und in den in Kapitel 4 vorausgehenden Abschnitten erklärt.

Das rein chronologische Auswahlkriterium steht in Kontrast zu der bekannten Regel *recentiores non deteriores*. Oder umgekehrt formuliert: die älteren Zeugen sind nicht notwendigerweise qualitativ besonders hochwertig. Diese allgemeine Regel gilt auch hier, ja hier sogar besonders. Denn bei einem solchen Zahlenwerk ist es besonders leicht, das Ganze in Unordnung zu bringen. Ein Abschreiber, der ohne eigenes Verständnis der Sache zu Werke geht, kann mit geringem Aufwand großen Schaden anrichten, auch wenn er eine gute Vorlage hat. Aus diesem Grunde sind auch einige der handschriftlichen Zeugnisse vor der zeitlichen Grenze nur beschränkt brauchbar. Die vollständige Verzeichnung ihrer „Sonderlesarten“ würde den Apparat enorm anschwellen lassen (oder ganz unmöglich sein), obwohl klar ist, dass weder für die Rekonstruktion des Originals noch für die spätere Verwendung der Kanontafeln daraus etwas zu lernen ist. Solche Zeugen sind unten im *Conspectus* in der zweiten Spalte markiert (s. die Vorbemerkung zur Tabelle); die Einzelheiten des jeweiligen Befundes werden in der Einzelbeschreibung erklärt (→ 4.4).

Die zuletzt gemachte Beobachtung führt auf eine zweite Besonderheit. Wenn es oben hieß, dass es um die Rekonstruktion des originalen Textbestandes geht, so hat der „Text“ hier eine spezifische Bedeutung, eben im Sinne von *textus*, das Gewebe. Das Tafelwerk selbst besteht ausschließlich aus Zahlenreihen. Sie erfordern Konzentration beim Abschreiben und „lassen den Geist nicht abschweifen“, wie es in einer frühen Schreibernotiz heißt.¹⁹ Die zu erwartenden Fehler sind andere als bei einem normalen Text, und die Mechanismen möglicher Korrektur sind andere. Es genügt eine kleine Überlegung, um sich das deutlich zu machen. Die natürliche Arbeitstechnik beim Abschreiben (und übrigens auch beim Kollationieren) der Zahlenkolonnen ist die, Spalte für Spalte vertikal durchzugehen. Eine Auslassung oder eine Doppelung dabei produziert dann nicht nur einen Fehler an dieser einen Stelle, sondern sorgt dafür, dass alle folgenden horizontalen „Gleichungen“ in der Tabelle verschoben, also falsch herauskommen. Und – gravierender: Wenn der Fehler einmal passiert ist, kann man die Zahlen aus sich heraus, also nur aus der Betrachtung des Tafelwerkes, nicht wieder korrigieren. Anders als etwa bei einem fehlenden Wort in einem Text: Man wird bemerken, dass etwas fehlt, und kann versuchen, das Fehlende sinngemäß zu ergänzen. Je nach Kontext und Sachverhalt ist die Chance, dabei das Richtige zu treffen, gar nicht so schlecht.

Das eigentlich Charakteristische der Kanontafeln ist aber – und hier kommt erst der Textur-Charakter zum Tragen –, dass sehr wohl eine Möglichkeit zur Korrektur besteht, nämlich unter Hinzunahme des „Ankertextes“, also der Evangelien und ihrer Randzahlen. Das Tafelwerk ist mit der Heiligen Schrift, der Paratext mit dem Text so intensiv verwoben, dass das entstehende Gewebe bis zu einem gewissen Punkt „selbstheilend“ ist. Wer das System verstanden hat und genau analysiert, kann auch aus teil-defekten Tabellen noch das Richtige rekonstruieren. Man sieht – um das obige Beispiel aufzugreifen –, dass und ab wo die Gleichungen keinen Sinn mehr ergeben, und man kann an der fraglichen Stelle die fehlende Zahl aus den Randziffern mit mehr oder weniger Mühe und Bibelkenntnis erschließen. Einer der besten Zeugen für das Tafelwerk, das Evangeliar in Kalabryta (GA 2224, 10. Jh.), ist wahrscheinlich nicht deshalb so zuverlässig, weil die Handschrift in einer Art ununterbrochener *successio apostolica* immer das Richtige bewahrt hat, sondern weil sie Frucht sorgfältiger Rezension ist. Ebenso bezeugt ein gewisser Theophanes Grammatikos, dass er das Tafelwerk auf der Basis der Randziffern repariert hat (G11324, s. Anm. 20).

Ähnliches gilt für den modernen Editor. Bei schwierigen Stellen kann eine Entscheidung nicht einfach nach üblichen textkritischen Regeln auf der Basis der Angaben im Apparat getroffen werden kann. Das Gesamtsystem und die enge Verwobenheit mit dem Haupttext ist im Blick zu behalten. Aus diesem Grund gehört ein kommentierendes Kapitel (→ 3) mit zur Edition. Dort tritt übrigens mitunter auch der umgekehrte Fall ein: Das eusebianische System lässt Rückschlüsse auf den zugrunde liegenden Bibeltext zu. In solchen Fällen leistet die Rekonstruktion der Kanontafeln einen Beitrag zur neutestamentlichen Textkritik. Das Gewebe des Systems ist nicht nur bis zum gewissen Grad selbstheilend, sondern es trägt auch zur Stabilisierung (und damit, wie zu zeigen sein wird: Sakralisierung) des Haupttextes bei.

Wahrscheinlich erklärt die „Autoimmunisierung“ des Tafelwerkes auch die Tatsache, dass zwar einerseits Verwilderung und Verfälschung schon sehr früh einsetzen, dass aber andererseits noch spät, bis ans Ende der handschriftlichen Überlieferung, sehr korrekte, mühelos benutzbare Abschriften zirkulierten. Man könnte ja erwarten, dass das komplexe System durch Korruption bei der Überlieferung irgendwann einmal so verdorben ist, dass es seinen praktischen Zweck nicht mehr erfüllt. Obwohl es dafür in der Tat Beispiele aus allen Zeiten gibt, steht dieser konstanten Deterioration eine ebenso konstante Emendationsarbeit gegenüber. In einem Codex des 14. Jahrhunderts hat sich der Traktat eines byzantini-

¹⁹ Der Text ist unten mit der Nummer G11320 ediert, → 2.6, S. 59.

schen Gelehrten erhalten, der die Mühen einer solchen Reparatur bezeugt.²⁰ Es mag mühsam gewesen sein – aber es war immerhin möglich. Und man unterzog sich der Mühe: Man hätte das Tafelwerk ja auch irgendwann einfach zur Seite legen und in den Handschriften weglassen können.

Für den Editor ist aber nicht nur die Verwobenheit von Text und Paratext eine Herausforderung. Das Tafelwerk ist auch in sich mehr als eine „nackte“ Zahlenreihe. Die Interaktion mit Elementen der formalen Gestaltung ist vielmehr von Anfang an Teil des Konzepts. Das betrifft sowohl die genaue Seitenverteilung der Tabellen als auch das Dekorationsschema. Für beide Aspekte sind Aussagen über das Original durchaus möglich, auch wenn sie möglicherweise nicht zu einer präzisen Rekonstruktion in allen Einzelheiten führen. Solche Aussagen sind zum Verständnis des Gesamtsystems relevant, bleiben also nicht nur im Bereich des oberflächlich Ausschmückenden und wären daher durchaus auch Teil der Aufgabe einer Edition. „Rekonstruktion des Textbestandes“ bedeutet eben nicht nur: der Zahlenkolonnen, sondern der Gesamt-Textur mit ihren paratextuellen und ikonischen Dimensionen.

Indes sind hier pragmatische Grenzen eines einzelnen Projekts und eines einzelnen Bearbeiters erreicht. Die vorliegende Studie leistet nur einen Teil der umfassenden Aufgabe. Sie sieht sich dazu auch deshalb berechtigt, weil es für einige Aspekte gute Vorarbeiten gibt. Für das Dekorationsschema ist auf die grundlegenden Arbeiten des Kunsthistorikers Carl Nordenfalk zu verweisen, die bis heute nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt haben.²¹ Die Frage der Seitenverteilung liegt ihrer Natur nach auf halber Strecke zwischen den eher kunsthistorischen und den eher textwissenschaftlichen Aspekten. Daher ist es angemessen, dass die entsprechenden Beobachtungen von Nordenfalk hier durch einige weiterführende Überlegungen ergänzt werden (→ 4.1). Für den Randapparat zu den Evangelien ist zu sagen, dass die Angaben in der Ausgabe von Nestle-Aland generell in einem guten Zustand sind. Die Ausgabe gibt selbst keine Auskunft über die Herkunft dieser Informationen. Tatsächlich handelt es sich um eine der wenigen originalbelassenen Spuren der Arbeit des „Gründervaters“ Eberhard Nestle, der die Sektionseinteilung aus den äl-

testen Unzialcodices erhoben hatte.²² Gewiss wäre auch hier eine Verifikation und Dokumentation im Einzelnen wünschenswert (im Moment ist bei schwierigen Fällen nicht ersichtlich, woher die Information kommt und wie sich ggf. abweichende Zeugen verhalten). Die Voraussetzungen sind heute ungleich besser als zu Beginn des 20. Jahrhunderts, weil die Informationen aus den ältesten Zeugen (Sinaiticus und Alexandrinus) schon erschlossen sind²³ und weil immer mehr Handschriften digital verfügbar werden. Gleichwohl wäre das Verhältnis von erforderlichem Aufwand und zu erzielender Wirkung relativ ungünstig.

Das Tafelwerk selbst hingegen (sowie der Karpianbrief) sind bislang noch nie zum Gegenstand einer kritischen Edition gemacht worden. Die verbreitete Ausgabe bei Nestle-Aland geht in ungebrochener Sukzession auf die *editio princeps* des Erasmus 1519 zurück. Was seither daran geschehen ist, kann allenfalls ein gewisses wissenschaftshistorisches Interesse beanspruchen. Was bei Nestle-Aland aussieht wie ein kritischer Apparat zum Tafelwerk, ist nicht mehr als eine Dokumentation verschiedener Druckausgaben, die voneinander abhängig sind und auf nicht dokumentierte oder gar keine Handschriftenstudien zurückgehen. Es kann im besten Fall mit dem deutschen Wort „Flickschusterei“ beschrieben werden. Eine umfassende Rekonstruktion auf der Basis der ältesten Zeugen ist nie geschehen. Der Mangel ist sowohl von Nestle als auch von Nordenfalk in teils bitteren Worten beklagt,²⁴ aber auch in den letzten Jahrzehnten nie behoben worden. Absurderweise ist das Tafelwerk nach derzeitigem Stand in lateinischer, armenischer und syrischer Sprache besser erschlossen als in griechischer.²⁵

²² Nestle 1908, 111. Zu Nestles Arbeit s. auch unten den Abschnitt zur Forschungsgeschichte (→ 4.7).

²³ Für den Codex Sinaiticus vgl. Jongkind 2007, 109–120 sowie 263–286 (Anhänge). Für den Alexandrinus Smith 2014, 139–156. Zum Ganzen auch unten → 4.3.

²⁴ Nestle 1908, 42 beschreibt das Vorgehen der Herausgeber des Neuen Testaments als „geradezu unverantwortlich“. Als sich der junge Nordenfalk 30 Jahre später dem Problem zuwandte, war dies „immer noch das letzte Wort der Wissenschaft“ (1938, 51); schließlich schrieb er als alter Mann nach einem knappen halben Jahrhundert nochmals einen Aufsatz, in dem er sehr deutlich wurde. Der Aufsatz beginnt mit folgenden Worten: „Attracted by the decorative colonnades into which the Gospel synopsis of Eusebius of Caesarea is commonly set, art historians have long hoped in vain for cooperation with the specialists in New Testament textual criticism. The lack of such a help has long been notorious.“ (1984, 96).

²⁵ Für die drei genannten Sprachen vgl. die Editionen von Weber 1969, 1516–1526, Vardanian 1930, 244–257 und Yohanna 2015, 68–80, außerdem die Ausführungen unten → 4.6.

²⁰ G11324 aus Athen, EBE cod. 92 (GA 1410, 14. Jh.), f. 7v–8v. Edition und Übersetzung unten → 2.6, S. 63. Die Datierung dieses Textes ist ungewiss.

²¹ Die Monographie von Nordenfalk 1938 wurde schon mehrmals genannt. Hinzu kommen Aufsätze von 1963 und 1982.

Anspruch und Aufgabe der vorliegenden Edition sind damit beschrieben: Karpianbrief und Kanontabellen werden im Textbestand rekonstruiert (→ 5). Die buchnische Realisierung ist im Blick: die Seitenverteilung im Sinne einer diskursiven, aber nicht visuellen Rekonstruktion (→ 4.1), das Dekorationsschema im Sinne einer generischen Sensibilität (→ 4.2). Der Randapparat wird nur knapp diskutiert (→ 4.3).

Eine dritte und letzte Beobachtung betrifft das damit gesteckte Ziel als solches. Die Erkenntnisbemühung ist auf das wiederzugewinnende Original gerichtet. Das ist kein illegitimes und auch kein unrealistisches Ziel, aber es ist wichtig, sich die Begrenztheit auch in dieser Hinsicht vor Augen zu führen. Legitim und realistisch ist das Ziel zunächst deshalb, weil die Existenz eines solchen Originals sicher und historisch greifbar ist. Das ist in der Welt der Paratexte keine Selbstverständlichkeit, ja, es ist eher die Ausnahme. Um einen noch eher günstigen Vergleichsfall zu nennen: Auch die byzantinische Kapitel-einteilung der *kephalaia* geht vermutlich auf einen konkreten Autor zurück, der in einem konkreten Moment diese Einteilung vorgenommen hat. Doch ist die Person nicht bekannt, der genaue Zeitpunkt ebenfalls nicht und der historische Kontext kann allenfalls in Umrissen erschlossen werden. Bei anderen Paratexten des Neuen Testaments, etwa Prologen und Subskriptionen, ist die Lage noch komplizierter, weil man eher mit einer „liquiden“ Abfassungs- und Überlieferungssituation rechnen muss. Was sich in den Handschriften findet, besteht nicht aus *dem einen* (oder den zwei oder drei) „korrekten“ Prolog(en) sowie – daneben – Fehlern und Entstellungen, sondern aus einem mehr oder minder breiten Spektrum von möglichen Ein- und Ausleitungstexten.

Das ist bei den Kanontafeln anders. Die Verfasserschaft von Euseb und die damit verbundene Datierung und Lokalisierung können als sicher gelten (→ 1.3). Daher hat es Sinn, nach *dem einen* Archetyp zu fragen. Diese Frage wird allenfalls „aufgeweicht“ durch mögliche Indizien für eine Überarbeitung durch den Autor selbst, also die Möglichkeit einer „zweiten Ausgabe“, aber das ist eher ein Detailproblem; zudem ist eine solche Annahme wenig wahrscheinlich (→ 3.2). Das Gleiche gilt für die wenigen Versuche späterer Adaptation und Erweiterung. Das Ziel einer Rekonstruktion des Originals ist nicht nur legitim, sondern auch realistisch: Obwohl die Zahl der allerältesten, also spätantiken Zeugen relativ begrenzt ist, lässt die Qualität der Überlieferung eine umfassende Rekonstruktion des Systems zu. Es wird sich zeigen, dass nur in ganz wenigen Fällen Zweifelsfragen bleiben, und auch in diesen können begründete Hypothesen gebildet werden. Grund für die insgesamt hohe Qualität der Über-

lieferung sind neben der allgemeinen Sorgfalt bei der Erstellung von biblischen Handschriften die oben genannten „Selbsteilungskräfte“ des Systems.

Zugleich aber gilt es auch die Grenzen eines solchen Zugriffs im Blick zu behalten. Die Kanontafeln führen zu den Gipfeln mittelalterlicher Buchkunst. Wer sich die teilweise prächtig illuminierten Blätter eines Evangeliiars vor Augen führt, wird sofort erkennen, dass ihr kultureller und historischer Wert sich nicht darin erschließt, Zeuge für einen fernen, vergangenen Archetyp zu sein. Mit anderen Worten: Der gewählte Zugriff hat etwas Rückwärtsgewandtes. Mit Blick auf ein bedeutendes armenisches Evangeliar hat ein Kunsthistoriker einmal formuliert: „Scholarship on the iconography of the canon tables has generally had a retrospective orientation, concerned with origins and lost archetypes rather than with medieval developments.“²⁶ Diese Aussage gilt in noch höherem Maße für ein Projekt, das sich dem Textbestand der Kanontafeln zuwendet.

Wie reduktiv dieser retrospektive Zugriff ist, zeigt gerade der Blick auf die alten Übersetzungen. Sie erscheinen hier nur als Hilfsmittel zur Rekonstruktion des griechischen Originals. Das bedeutet zum Beispiel für den syrischen Kulturraum, dass die Kanontafeln praktisch nicht erscheinen, denn dort hat sich eine Variante des eusebianischen Systems etabliert, die – wenn man solche Distinktionen machen will – mehr für die Wirkungs- als für die Entstehungsgeschichte relevant ist. Wer allein an die illustrierten Kanontafeln des Rabbula-Evangeliiars denkt, wird sofort bemerken, wie viel Großartiges und Interessantes hier weggeschnitten wird. Und selbst für das Griechische kann hier nur ausblickhaft auf die Entwicklung (statt auf die Rekonstruktion) eingegangen werden, also auf den diachronen (statt auf den synchronen) Aspekt (→ 2.6).

Dabei wäre dieser Aspekt bei Paratexten besonders wichtig – unabhängig von der Frage des Autors und den historischen Entstehungskontexten. Ihr Schwellencharakter bedingt, dass sie an der Welt des (Anker-)Textes genauso partizipieren wie an der des späteren Schreibers und Lesers. Sie können damit nicht auf einen distanten Moment in der Geschichte reduziert werden. Was für handschriftliche Textzeugnisse generell gilt, gilt hier in besonderem Maße: Sie sind stets zunächst Zeugen ihrer selbst, also eines einmaligen Lese- und Schreibaktes. Erst in einem zweiten Schritt können sie auch für frühere oder spätere historische Phasen zum Sprechen gebracht werden.

²⁶ Mathews 1991, 169.

Deshalb muss gerade bei Paratexten die klassische Editionsphilosophie, die ein Original rekonstruieren will, überdacht werden. Das ist an dieser Stelle zu betonen, weil sich die vorliegende Arbeit – trotz ihres reduktiven Ansatzes – einem solchen umfassenden Zugriff verdankt. Ohne die breite Analyse des Materials im Rahmen des Projektes „Paratexts of the Bible“ wäre diese Studie nicht möglich gewesen.²⁷ Die Erfassung der Handschriften in der Datenbank des Projekts geht dabei von der grundlegenden Einsicht aus, dass jede Handschrift *um ihrer selbst willen* relevant ist. Diese breite Basis ermöglicht zum ersten Mal ein vollständiges Bild der Überlieferung der Kanontafeln in der älteren Phase und eine zumindest statistische Erfassung in den folgenden Jahrhunderten.

Quibus rebus dictis, bleibt es gleichwohl bei dem beschriebenen reduktiven Ansatz. Er ist aus den genannten spezifischen Gründen legitim und möglich. Was oben als „König der Paratexte“ apostrophiert wurde, erweist sich so gerade als untypischer Fall. Über die Rekonstruktion des originalen Textbestandes hinaus eine „Kulturgeschichte der Kanontafeln“ zu schreiben, wäre ein überaus lohnendes Unternehmen. Dieses Desiderat bleibt auch nach der vorliegenden Edition noch offen.

1.3 Abfassung und Datierung

Die Kanontafeln sind von Euseb, Bischof von Kaisareia in Palästina in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, verfasst. Daran kann es aufgrund äußerer und innerer Bezeugung keinen Zweifel geben, und ernsthafte Zweifel sind in den seither verflossenen Jahrhunderten auch nicht angebracht worden. Die äußere Bezeugung ist durch die Autorenangabe im Kopf des Briefes an Karpian gegeben: Εὐσέβιος Καρπιανῶ ἀγαπητῶ ἀδελφῶ ἐν κυρίῳ χαίρειν (§1). Innere Gründe sind zahlreich: Von diversen Lieblings- und Spezialvokabeln über inhaltliche Parallelen bis hin zur *forma mentis* des Ordens, Systematisierens und Visualisierens, wie sie auch sonst das Œuvre des gelehrten Bischofs prägt.²⁸ Und nicht zuletzt: Welcher andere Autor in der Spätantike hätte die Ressourcen gehabt, um solch ein System nicht nur auszudenken, sondern auch umzusetzen und die Grundlage zu seiner Verbreitung zu legen? Der Sitz im Leben dieses Werkes ist nicht nur eine Autorenpersönlichkeit, sondern auch

das berühmte Skriptorium von Kaisareia²⁹ – in der Tradition des Origenes.

Wenn also die Verfasserschaft als solche sicher ist, so gibt es doch einige weitere Fragen, auf die eine Antwort nicht so leicht zu geben ist. Dies ausgehend von der Beobachtung, dass explizite intertextuelle Bezüge fehlen: In keinem Werk des Euseb werden die Kanontafeln direkt genannt, wie sie auch selbst auf kein anderes Werk Bezug nehmen. Das ist ein Problem vor allem für Fragen der Datierung. Euseb ist ein langes und produktives Gelehrtenleben zuteil geworden. Beinahe ein halbes Jahrhundert lang war er literarisch aktiv, vom letzten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts bis zum vierten Jahrzehnt des vierten. Wann in diesem Zeitraum ist die Abfassung der Kanontafeln anzusetzen? Eine eindeutige Antwort kann nicht gegeben werden. Alle Argumente in dieser Sache sind Plausibilitäts-Erwägungen, die von Sicherheit weit entfernt sind.

Es gibt grundsätzlich zwei einander widerstrebende Tendenzen. Man kann die präzise und detailgenaue Arbeit entweder in den Kontext der philologischen Tätigkeit rücken, die der junge Euseb zusammen mit seinem Lehrer Pamphilos am Bibeltext verrichtet hat. Das würde in die frühe Phase noch vor oder allenfalls kurz nach der Jahrhundertwende führen (jedenfalls vor dem Tod des Pamphilos im Jahr 309).³⁰ Oder man kann annehmen, dass ein so komplexes, auch in der Umsetzung anspruchsvolles Werk erst dem reifen Gelehrten möglich war, der an der Spitze eines Skriptoriums stand, das in den 330er Jahren so berühmt war, dass sogar der Kaiser persönlich dort eine sehr große Handschriftenbestellung für die neu gegründete Hauptstadt am Bosphorus aufgab. Das würde in die späte Phase kurz vor oder nach 330 führen.³¹

Bei nüchterner Abwägung sprechen mehr und bessere Gründe für die letztgenannte Auffassung. Ein erster: Das Schweigen des Euseb über dieses Werk erklärt sich so leichter. Das mag ein *argumentum e silentio* sein – gänzlich wertlos ist es gleichwohl nicht. Sollte man nicht

²⁷ Daten sind zugänglich über www.manuscripta-biblica.org. Zum Projekt vgl. auch Wallraff/Andrist 2015.

²⁸ S. unten die Abschnitte → 2.1 und 2.2.

²⁹ Vgl. zum Skriptorium Grafton/Williams 2006, 200–215; Hollerich 2013, 630–633; zur Bibliothek auch Carriker 2003; Frenschkowski 2006.

³⁰ Dazu neigen Barnes 1981, 122, Winkelmann 1991, 36, Morlet 2012, 14, Beatrice 2017, 662. Das Argument von Barnes (Widerspruch zwischen Kanontafeln und *quaestiones ad Marimum* in Bezug auf den Markusschluss) ist wenig überzeugend, s. unten → 3.1.10.

³¹ Zu diesem Ansatz neigen Nordenfalk 1938, 50 f., Grafton/Williams 2006, 214 (allerdings eher indirekt und implizit), Crawford 2015, 15–18. Unentschieden Schwartz 1907, 594 f., der die Kanontafeln zu denjenigen Schriften rechnet, „deren Zeit sich nicht genauer bestimmen läßt“ (S. 590).

annehmen, dass Euseb, wenn er bei der Abfassung seiner großen Werke – der Kirchengeschichte, des apologetischen Doppelwerks, der diversen Bibelkommentare – die synoptischen Tafeln bereits zur Verfügung gehabt hätte, gelegentlich darauf verwiesen hätte? Insbesondere ist auf inhaltliche Verbindungen zwischen den Kanontafeln einerseits und der *demonstratio evangelica* sowie den *quaestiones evangelicae* andererseits hingewiesen worden.³² Diese Verbindungen mögen bestehen, aber es ist schwer zu sagen, in welche Richtung sie zu deuten sind. Muss es wirklich so sein, dass die genannten Werke die schon vorliegenden Kanontafeln voraussetzen?³³ Würde man dann nicht eher erwarten, dass sie auch genannt werden? Kann es nicht umgekehrt auch so sein, dass die intensive Arbeit am Evangelientext den Wunsch hat reifen lassen, die Konsequenzen zu systematisieren und zu visualisieren? Hinzu kommt, dass auch die beiden genannten Werke keineswegs sicher datiert werden können. Im Falle der *demonstratio* kann immerhin ein Ansatz nach Ende der diokletianischen Verfolgung plausibel gemacht werden. Die *quaestiones* mögen zu einer ähnlichen Zeit oder etwas später entstanden sein,³⁴ doch sind eindeutige Konsequenzen für die Datierung der Kanontafeln, wie gesagt, nicht leicht zu ziehen.

Eine weitere Überlegung, die mehr auf formale als auf inhaltliche Querverbindungen abhebt, deutet in eine ähnliche Richtung. Die Tabellenform lag Euseb offensichtlich. Drei Werke dieser Art sind von ihm überliefert (die Chronik-Tabellen, der Psalmen-Pinax und eben die Kanontafeln); wenn man das listenhafte *Onomastikon* hinzunimmt, sogar vier. Es liegt nahe, diese Werke in aufsteigender Komplexität zu sortieren, also von der Chronik über die bibelkundlichen Listen (biblische Ortsnamen, Psalmen-Verfasser) zur komplexen, mehrdimensionalen Evangelien-Synopse. Die Virtuosität des „*impresario of the codex*“³⁵ steigerte sich darin zu vorher nicht gekannter Höhe (Einzelheiten zu den gedanklichen Voraussetzungen unten in Abschnitt → 2.1). So plausibel

eine solche Überlegung auch sein mag – sie ist von Sicherheit weit entfernt, und noch dazu nützt sie nicht viel, denn nur die Chronik ist halbwegs sicher datierbar – und zwar in die frühen Jahre des Euseb.³⁶ Das *Onomastikon* dürfte in der Mitte seiner Aktivität entstanden sein,³⁷ wohingegen beim Psalmen-Pinax ein Zusammenhang mit der exegetischen Arbeit an den Psalmen eher in die späte Phase führen würde, doch ist hier keine Sicherheit zu gewinnen.³⁸

Wenn nicht über die inneren Bezüge des Eusebschen Œuvres – kann die Datierung dann über historische Kontextinformationen gelingen? Zunächst auch hier eine Fehlanzeige. Der im Brief als Adressat genannte und demnach tausendfach kopierte, in einzelnen Fällen sogar abgebildete Karpianos bleibt eine Schimäre.³⁹ Es gibt keine historisch bekannte Figur dieses Namens, die sich damit in Verbindung bringen ließe. Man kann aus der Brief- und Anredeform allenfalls erschließen, dass der äußere Anlass zur Abfassung eine konkrete Kommunikationssituation bzw. ein konkretes Gegenüber war, aber es bleibt unklar, welche(s). Dass die Person historisch unbekannt ist (und sicherlich bereits im Mittelalter unbekannt war), hinderte Buchkünstler im übrigen nicht, sie in Handschriften bildlich darzustellen (s. etwa Abb. 2).⁴⁰

³⁶ Das wichtigste Indiz ist die Nennung der *χρονικοί κανόνες* im Proöm der Kirchengeschichte (h.e. 1,1,6). Abhängig vom Datum der Erstfassung dieses Werkes ergibt sich daraus ein *terminus ante quem*. Dieses Datum ist seinerseits Gegenstand von Diskussionen – die aber hier nicht im Einzelnen interessieren müssen, denn man kommt in jedem Fall in die Zeit vor der Verfolgung.

³⁷ Timm 2017, CXLIX kommt nach sehr ausführlicher Diskussion (S. LXXXIV–CXLIX) zu dem Schluss: „Eusebius hat somit das *Onomastikon* wahrscheinlich im Jahr 314 verfasst.“ Diese relativ genaue Festlegung ist freilich mit Unsicherheiten behaftet. In einem weiteren Sinn lässt sich der Zeitraum von 313 bis 325 plausibel machen.

³⁸ Vgl. Wallraff 2013b, 13 f.

³⁹ In den geläufigen Datenbanken und Prosopographien (TLG, PLRE, PCBE, PByE etc.) ist kein Träger dieses Namens belegt, der für eine Identifikation auch nur halbwegs in Betracht käme. Crawford 2015, 18, Anm. 48 diskutiert einen viel späteren Funktionär in Konstantinopel und versucht eine Verbindung herzustellen, betritt aber damit auch nach eigener Aussage das „territory of unfounded speculation“. Ohnehin ist der Name im Griechischen praktisch nicht bezeugt (kein Beleg bei Pape 1863) – was zu der Vermutung führen mag, dass es sich um eine literarische Fiktion, ein Pseudonym oder schlicht um einen Fehler handeln könnte. Doch auch in diesem Fall gäbe es keine methodisch gesicherte Möglichkeit, hinter den (übrigens: einhellig) überlieferten Text zurückzugehen.

⁴⁰ Solche Abbildungen sind im griechischen Bereich selten, aber häufig in armenischen Evangelienbüchern. Um nur zwei prominente Beispiele zu nennen: das Glajor-Evangeliar (Los Angeles, University of California, Armenian ms. 1, f. 5r, vgl. dazu Matthews/Sanjian 1991) und das Lemberger Evangeliar (Warschau, Nationalbibliothek, Rps 8101 III, f. 2v, vgl. dazu Prinzing/Schmidt 1997). Vielfach trägt einer der beiden Korrespondenten (oder beide) eine Schriftrol-

³² Morlet 2009, 265 und 397 f. bzw. Zamagni 2008, 45–48.

³³ Das vermuten Morlet und Zamagni (s. vorige Anm.) für „ihr“ jeweiliges Werk.

³⁴ Morlet 2009, 80–93 gibt für die *demonstratio* nach gründlicher Abwägung der Argumente das Jahr 313 als *terminus post quem* und neigt zu einem Ansatz in der Mitte des Schaffens des Autors (bis etwa 320). Zamagni 2008, 42–46 bleibt bewusst vage, stellt sich aber für die *quaestiones ad Stephanum* eine Entstehung in etwa parallel zur *demonstratio* vor, während die *quaestiones ad Marinum* zu einem unbestimmten Zeitpunkt danach entstanden sind.

³⁵ Grafton/Williams 2006, 178. Das Zitat ist die passend gewählte Überschrift des Kapitels, in dem auch die Kanontafeln besprochen werden.



Abb. 2: Beginn des Karpianbriefes mit Darstellung der Korrespondenten Euseb und Karpian. Parma, Biblioteca palatina, palat. 5 (GA 583, 11. Jh.), f. 3r.

Eine Handschriftenbestellung wäre zweifellos eine passende Kommunikationssituation, und tatsächlich hat man Verbindungen zur oben genannten Buchbestellung Konstantins gesehen. Euseb selbst überliefert den Brief, in dem sich der Kaiser an ihn als den Leiter eines berühmten und offenbar leistungsstarken Skriptoriums wandte, um „fünfzig Codices der göttlichen Schriften“ für die neu gegründete Hauptstadt Konstantinopel zu erhalten – und „dem Auftrag folgte sogleich die Ausführung“, wie Euseb berichtet.⁴¹ Das war gewiss eine große

le in der Hand, im Lemberger Evangelium etwa Euseb mit dem Briefgruß darauf (ep. Carp. § 1). Auch im äthiopischen Kulturkreis begegnen Karpian-Darstellungen, vgl. McKenzie 2016, 51 (dort allerdings zumeist in relativ späten Handschriften).

⁴¹ Πεντήκοντα σωματῖα ... τῶν θείων δηλαδὴ γραφῶν. v. C. 4,36,2 (GCS Eusebius 1,1, 134,6–9 Winkelmann); αὐτίκα δ' ἔργον ἐπηκολούθει τῷ λόγῳ. v. C. 4,37 (134,22f.).

Ehre und eine eindrucksvolle Leistung (man muss sich immer daran erinnern, dass Euseb schon unter ganz anderen Bedingungen an exegetisch-philologischen Projekten gearbeitet hatte, nämlich zusammen mit seinem Lehrer Pamphilos, während dieser aufgrund seines Bekenntnisses im Gefängnis saß). Dennoch sollte man sich von der Vorstellung verabschieden, dass hier 50 „Vollbibeln“ in der Art des Codex Vaticanus oder Sinaiticus produziert wurden. Und schon gar nicht sollte man daran denken, einen dieser erhaltenen Megacodices mit diesen bestellten Büchern zu identifizieren.⁴² Eine quasi-industrielle Produktion von Vollbibeln in dieser frühen

⁴² Das ist in jüngerer Zeit noch von Skeat 1999 und in dessen Gefolge von Grafton/Williams 2016, 216–221 vertreten worden. Unter den zahlreichen Stimmen, die diese Vorstellung ablehnen, seien nur Andrist 2009, 240.247 und Gamble 2015, 10f. genannt (der eine mehr vom Vaticanus, der andere mehr vom Sinaiticus herkom-

Phase der Reichskirche erscheint undenkbar. Zudem ist davon die Rede, Euseb möge Schriften besorgen, „deren Anschaffung und Benutzung du für die Zwecke der Kirche in besonderer Weise für notwendig erachtest.“⁴³ Es soll also eine Auswahl getroffen und nicht einfach 50mal das gleiche Buch produziert werden. Dabei ist nicht einmal sicher, dass es sich nur um biblische Schriften handelt: θεῖαι γραφαί können durchaus auch einfach nur theologische/fromme/religiöse Texte im weiteren Sinne sein.

Für die Kanontafeln folgt daraus: Die Vorstellung, dass hier 50mal die Evangelien und demnach womöglich auch 50mal die Kanontafeln abgeschrieben wurden und so der Grundstein zur weiteren Verbreitung gelegt wurde, ist abseitig. Dass Evangeliare dabei waren und dass die Kanontafeln – wenn es sie zu diesem Zeitpunkt schon gab – dazugehörten, ist dennoch gut möglich. Aber die Handschriftenbestellung ist kein sicherer *terminus ante quem* für die Genese des synoptischen Systems.⁴⁴ In eher vager Form kann man allenfalls die Vermutung formulieren, dass Euseb nach diesem Auftrag seines Lebens vielleicht weniger Veranlassung, Energie und Resonanzraum gehabt haben wird, um ein solch aufwendiges System zu produzieren und in Umlauf zu setzen.

Tatsächlich war das System – erstaunlich genug – von Anfang an auf weite Verbreitung angelegt, denn nur so erklärt sich die spezifische Kombination von wissenschaftlichen und ästhetischen Komponenten. Für den engen Kreis der exegetischen Kollegen wäre eine künst-

lerische Ausgestaltung nicht nötig gewesen, und ganz offensichtlich wurde das Produkt mit genau dieser Kombination zu einem großen Erfolg. So etwas kann man nicht vorprogrammieren, und es kann gut sein, dass Euseb, wenn er den Reichtum späterer Überlieferung sähe, über seinen eigenen Erfolg erstaunt wäre. Dennoch ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, dass eben nicht nur die gekonnte Kombination von Nützlichem und Schönem, sondern auch die professionelle Infrastruktur bei der initialen Verbreitung zum Erfolg beigetragen hat. Das wäre sicher eher in der Phase des überregional bekannten, leistungsfähigen Skriptoriums als in der Phase der „Untergrund“-Philologie der Fall, und dass auch die kaiserliche Bestellung einen Beitrag zur Verbreitung geleistet hat, kann zumindest nicht ausgeschlossen werden.

Eine feste Grundlage zur Datierung ergibt sich aus alledem nicht. Es bleibt also bei der unerfreulich vagen Aussage, dass die Kanontafeln vermutlich eher in der zweiten als in der ersten Hälfte der professionellen Aktivität des Euseb entstanden sind. Mit etwas Mut könnte man darüber hinaus sagen, dass die Konstellation in den späten 320er Jahren, also nach dem definitiven Religionsfrieden (Sieg Konstantins über Licinius 324) und vor der genannten Handschriftenbestellung (frühe 330er Jahre), einen relativ plausiblen Kontext für die Abfassung ergäbe. Sehr belastbar ist eine solche Aussage allerdings nicht.

mend). Auch Knust/Wasserman 2019, 183–186 sind gegen die Identifikation, gehen aber trotzdem von 50 (Voll-)Bibeln aus.

43 ... ὧν μάλιστα τὴν τ' ἐπισκευὴν καὶ τὴν χρῆσιν τῷ τῆς ἐκκλησίας λόγῳ ἀναγκαῖαν εἶναι γινώσκεις. v.C. 4,36,2 (GCS Eusebius 1,1, 134,9–11 Winkelmann).

44 Hinzu kommt, dass eine genaue Datierung der Handschriftenbestellung schwerfällt. Sie wird gewöhnlich nach der Gründung Konstantinopels angesetzt, also nach 330 (Nordenfalk 1938, 50; Skeat 1999, 604; sogar noch später bei Cameron/Hall 1999, 326 und Grafton/Williams 2006, 216 [„at some point after 335“]) – wobei auch das nicht sicher ist, denn die Bestellung kann ja durchaus vor der formalen Einweihung stattgefunden haben (aber nach dem Entschluss, den Ort zur Hauptstadt auszubauen, also nach 326). Die Überlieferungsgemeinschaft mit dem Brief, in dem sich Konstantin für den Traktat über das Osterfest bedankt (v.C. 4,34 f.), hilft auch nicht weiter, weil dieses Schreiben ebenfalls nicht sicher datiert ist. Der Kontext des vierten Buches bei Euseb spricht aber nicht unbedingt für eine sehr frühe Datierung. Der konventionelle Ansatz auf die 330er Jahre ist daher durchaus plausibel.

2 Profil eines erfolgreichen Produktes

Gute Erfindungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie rückblickend einfach wirken. Wenn sie einmal da sind, fragt man sich, warum sie nicht immer da waren. Eusebs Kanontafeln haben ein Problem gelöst, an dem sich mehrere Generationen christlicher Intellektueller abgearbeitet haben: Die Einheit der vier Evangelien sichtbar machen bei gleichzeitiger Wahrung ihrer literarischen Integrität und Diversität. Dies ist Euseb so gut gelungen, dass über viele Jahrhunderte – im Grunde bis zur Entwicklung der (gedruckten) Evangeliensynopse durch Johann Jakob Griesbach im 18. Jahrhundert – niemand die Notwendigkeit oder auch nur die Möglichkeit sah, ein besseres System vorzuschlagen.

Tatsächlich ist die Erfindung des Euseb von Kaisareia alles andere als einfach. Sie ist es auch rückblickend nur auf den zweiten Blick, dann aber umso mehr: Wenn man das System verstanden hat, ist es klar, schön und einfach. Vor allem zeichnet es sich durch den Vorteil aus, der im Karpianbrief auch direkt genannt wird: Es „lässt Corpus und Aufbau [der Einzeltex-te] unversehrt“ (σωζομένου ... σώματός τε καὶ εἰρημῶ, § 3). Das lässt sich von einer modernen Evangeliensynopse nicht sagen. Daher ist diese immer Arbeitsinstrument für exegetische Spezialisten geblieben, während sich Eusebs Kanontafeln auch in Hunderten Evangeliaren finden, die primär der Erbauung, der liturgischen Lesung, dem Unterricht oder anderen Zwecken dienen – oder einfach repräsentativ und schön sein sollten.

Man kann das System des Euseb als minimalinvasiv bei gleichzeitig hoher Effizienz und intellektueller Klarheit bezeichnen. Die geistige Leistung dabei ist auch deshalb groß, weil nur für Teilaspekte Vorgänger und Vorbilder existieren, innerhalb und außerhalb des eusebianischen Œuvres. In seiner Gesamtheit ist das System der Kanontafeln analogielos, doch es ruht in wichtigen Teilen auf gedanklichen und realen Voraussetzungen auf, die im Folgenden erläutert werden sollen. Dabei lassen sich im technischen Sinne – um das Funktionieren des Systems zu gewährleisten – zwei Aspekte unterscheiden. Es handelt sich ja in gewissem Sinn um eine dreidimensionale Anlage, nämlich die beiden Dimensionen der Tabelle in horizontaler und vertikaler Ausdehnung auf der Seite eines Buches (Codex) und die dritte Dimension durch den Verweischarakter der Zahlen auf Stellen im Buch außerhalb der jeweiligen Seite. Diese beiden Aspekte – Tabelle (2.1) und Zahl (2.2) – sind separat zu behandeln. Ein dritter kommt hinzu, auch wenn er weniger technisch, sondern mehr ästhetisch relevant ist, nämlich die spezifische

Gestaltung mit Architekturelementen und die daraus resultierende Wirkung (2.3). Auch dies (oder dies sogar besonders!) hat zweifellos zum Erfolg des Produkts beigetragen. Das Herz des Unternehmens in theologischer Hinsicht war der Umgang mit Einheit und Vierheit (2.4): das eine Evangelium (als theologisches Prinzip) und die vier Evangelien (als literarische Größen).

Zum Profil des Produktes zählen nicht nur die Voraussetzungen, sondern auch Fragen der konkreten Ausführung und Umsetzung. Denn neben der guten Idee und der überzeugenden Erfindung braucht das System, um über viele Generationen erfolgreich zu sein, auch eine praktikable Benutzung und Weitergabe – bis hin zu den ganz handgreiflichen Realien der Schreiber-tätigkeit in den Skriptorien. Dies kann im wesentlichen *ex post* beurteilt werden, also auf der Basis der zahlreich vorhandenen späteren Abschriften (ein Autograph ist ja nicht erhalten), aber gelegentlich sind auch Rückschlüsse auf Eigenarten des Originals möglich (2.5). Auch unabhängig von Eusebs Erfindung und von Eusebs Archetyp gehört das Nachleben zum Profil eines solchen erfolgreichen Produktes, also das, was daraus geworden ist, was man daraus und damit machen konnte – im Sinne des Erfinders oder *malgré lui*. Angesichts vieler Hunderter, ja Tausender Abschriften in diversen Sprachen ist dieser Aspekt ein Fass ohne Boden. Er kann hier nur ausblickshaft behandelt werden kann, im wesentlichen auf das Griechische beschränkt und immer mit Blick auf die Frage, inwieweit hier (noch) Licht auf das Profil des ursprünglichen Produkts geworfen wird (2.6). Denn darum geht es im vorliegenden Buch: einen Beitrag zum Verständnis der Kanontafeln des Euseb zu leisten. Die umfangreiche Wirkungsgeschichte aufzuschlüsseln, wäre ein reizvolles, doch ganz anderes Unternehmen.

2.1 Tabelle und Buch

Die konventionelle Bezeichnung „Kanontafeln“, die auch in diesem Buch verwendet wird, ja sogar seinen Titel bildet, ist im Grunde eine Tautologie, ein weißer Schimmel. Sie sagt zweimal das Gleiche – und sie muss es tun, weil das Wort „Kanon“ für sich genommen aufgrund der spektakulären Karriere, die es in der Antike und danach gemacht hat, nicht mehr eindeutig das Gewünschte sagt oder sogar: das Gewünschte eigentlich gar nicht mehr

sagt. Im Karpianbrief kommt das Wort sechsmal vor; die hier vorgelegte Übertragung ins Deutsche hat es unübersetzt gelassen, um sich nicht voreilig auf einen bestimmten semantischen Gehalt festzulegen. Man hätte es aber ohne weiteres in jedem der sechs Fälle mit „Tabelle“ wiedergeben können, und das hätte vermutlich sowohl die spontane Verständlichkeit für moderne Leserinnen und Leser gesteigert als auch den vom Autor intendierten Sinn gut getroffen. Die zahlreichen Konnotationen des modernen Kanon-Begriffs stören zunächst eher. Euseb hat sicherlich primär genau dies im Sinn gehabt: eine Tabelle, nicht mehr und nicht weniger.

Indes: Das mag für den Karpianbrief gelten, doch war sich Euseb des breiten semantischen Spektrums von κανών sehr wohl bewusst. Das zeigen zahlreiche Belegstellen in anderen Werken des Gelehrten aus Kaisareia. Es ist aber wichtig festzuhalten, dass der Bezug auf den Bibelkanon, also „Kanon“ als Bezeichnung für eine Gruppe autoritativer Schriften der christlichen Tradition, hier noch nicht belegt ist, und zwar weder bei Euseb noch bei Autoren, die vor ihm oder gleichzeitig schrieben. Diese spezifische Verwendung kommt erst gegen Mitte des vierten Jahrhunderts auf.¹ Nota bene: *Der Sache nach* kennt Euseb die Frage nach dem Schriftkanon sehr wohl, doch bezeichnet er sein Verzeichnis der anerkannten biblischen Büchern nicht als κανών, sondern als κατάλογος.²

Das Wort κανών ist ein semitisches Lehnwort und hat zunächst einen botanischen Sinn: „Halm, Stängel, Schilfrohr.“³ Dieser ist jedoch schon bald zurückgetreten zugunsten der praktischen Verwendung solcher Gegenstände. Grundlegend für die weitere Entwicklung ist die Bedeutung „Rohrstab, Maßstab, Richtscheit“. Von dort aus haben sich seit hellenistischer Zeit zwei Bedeutungsvarianten entwickelt, die beide auch bei Euseb belegt und für Euseb relevant sind. Die eine geht in eine mehr abstrakt-übertragene Richtung, die andere mehr in eine konkret-geometrische. In theologischer Forschungsliteratur hat begreiflicherweise die erste immer sehr viel mehr Aufmerksamkeit gefunden, denn hier wird der Maßstab im Sinne von „Regel, Norm“ verstanden – etwa mit der Konsequenz, dass im Lateinischen

Abb. 3: Ptolemaios, *Astronomische Tabellen*. Vatikan, BAV, Vat. gr. 1291 (9. Jh.), f. 29v.

das Wort *regula* als Äquivalent dienen konnte. In diesem Sinne wird die *regula fidei*, also eine Art Glaubensnorm, eine zentrale theologische Kategorie.⁴ Auch Euseb zitiert öfter andere Autoren mit einer solchen Verwendung des Wortes κανών und spricht gelegentlich auch selbst von κανών ἐκκλησίας bzw. ἐκκλησιαστικός oder gar vom κανών τῆς ἀληθείας.⁵ Die zweite Bedeutungsvariante geht davon aus, dass der Stab, das Rohr zur Anordnung und Organisation von Elementen im Raum dienen kann. Κανών in diesem Sinn bezeichnet eine Liste, Tabelle oder Synopse. Von Ptolemaios gibt es im Bereich Astronomie πρόχειροι κανόνες, also „handliche Tabellen“ bzw. Tabellen, die schnell zur Hand sind, die zur schnellen Konsultation dienen (Abb. 3); sie wa-

1 Die ersten Belege sind Athanasios, *decr.* 18,3; Amphilochios von Ikonion, *Iambi ad Seleucum* v. 318f.; Synode von Laodikeia, *can.* 59. Sie sind im Kontext der Kanongeschichte (Literatur s. unten bei Anm. 78) häufig zitiert und diskutiert worden.

2 h.e. 3,25,6.

3 Das Wort kommt von akkadisch *qanû* (nicht, wie oft behauptet, von hebräisch *qanāh* קָנָה), von dort zunächst griechisch *κάννα*, vgl. Beekes 2010, 637. Zur (vorchristlichen) Begriffsgeschichte ist Oppel 1937 weiterhin grundlegend.

4 Belege bei Ohme 2004, 10–16.

5 κ. ἐκκλησίας: h.e. 2,17,1; 6,2,14; 6,43,15; κ. ἐκκλησιαστικός: h.e. 6,25,3; 6,33,1; κ. τῆς ἀληθείας: h.e. 4,23,5. Die (relativ häufigen) Belege in Zitaten werden hier nicht eigens nachgewiesen. Ich beschränke mich auf die Stelle h.e. 6,13,3, wo Κανών ἐκκλησιαστικός ἢ πρὸς τοὺς Ἰουδαίοντας als Werktitel des Klemens von Alexandrien genannt wird.

The image shows two pages from a manuscript, likely the Canon of the Chronicle by Eusebius of Caesarea. The pages contain tables of numbers, with some numbers written in red ink (rubricated). The tables are organized into columns and rows, with some headings in Greek and Latin. The left page has headings like 'Ασθητικῶν', 'Ἑβραίων', and 'Χριστιανῶν'. The right page has headings like 'Ἰωνίων', 'Λακεδαιμονίων', 'Κορινθίων', and 'Ἀσθητικῶν'. The numbers are arranged in a grid-like fashion, with some numbers written in Greek letters and others in Latin letters. There are also some annotations and smaller text interspersed between the numbers.

Abb. 4: Euseb von Kaisareia, Kanon der Chronik. Oxford, Bodleian Library, Auct. T.2.26 (5. Jh.), f. 50v/51r.

ren in der Spätantike bekannt und relevant.⁶ Auch Plutarch kennt mathematische bzw. astronomische Tabellen (κανόνες).⁷ Es ist gut möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass es Eusebs Verdienst ist, den κανόν in diesem Sinne in der christlichen Literatur heimisch gemacht zu haben. Bei ihm ist diese Bedeutung jedenfalls nicht nur im Karpianbrief belegt (mit Bezug auf die Tabellen der Evangeliensynopse), sondern bereits vorher mit Bezug auf seine Chronik (Abb. 4).

Das ist ein wichtiger Vorläufer, auf den hier einzugehen ist, doch zuvor sei *en passant* vermerkt, dass es

⁶ Die anspruchsvolle Edition von Ptolemaios' Tabellen hat 2011 zu erscheinen begonnen, Tihon/Mercier 2011. Das Tafelwerk ist in mehreren mittelbyzantinischen Handschriften erhalten, zur Überlieferung vgl. auch Tihon 1992. Hier sei besonders Vatikan, BAV, Vat. gr. 1291 (9. Jh.) genannt, zugänglich online auf https://digi.vatlib.it/view/MSS_Vat.gr.1291 (dazu Tihon 1992, 61–64, zur Datierung Spatharakis 1978, abweichend Wright 1985), denn die Tabellen sind in ihrer formalen Gestaltung eine wichtige Parallele bzw. ein wichtiges Vorbild für Eusebs Kanontafeln, vgl. bereits Nordenfalk 1938, 117 f. Für die Rezeption der Tabellen in Eusebs Jahrhundert ist die Kommentierung durch Theon von Alexandrien zu beachten, vgl. Mogenet/Tihon 1985–99.

⁷ Plutarch, De sollertia animalium 974F; 979C.

keineswegs ausgemacht ist, auf welche der genannten Bedeutungsvarianten der κανόν im Sinne des Schriftkanons zurückgeht. Konventionell wird meist auf die *regula fidei* verwiesen, doch sollte darüber die andere Variante – Kanon als Liste, Tabelle – nicht aus dem Blick verloren werden.⁸ Obwohl diese Diskussion interessant ist, muss sie hier nicht weiter verfolgt werden, weil sich die Entwicklung zum Schriftkanon, wie gesagt, erst nach Euseb vollzogen hat.

Für die Kanontafeln ist wichtig festzuhalten: Die Bedeutung von Kanon als Tabelle steht sicherlich im Vordergrund, aber Euseb kannte auch die andere Bedeutung, und es ist nicht auszuschließen, dass bei ihm auch hier etwas vom Regelhaften, Autoritativen, religiös Bindenden mitschwingt.

Zurück zum Chronik-Kanon, den χρονικοί κανόνες, wie Euseb sich ausdrückt (vermutlich der Titel des Werkes).⁹ Es ist wohl eine der frühesten gelehrten Arbeiten

⁸ Vgl. Wallraff 2013a, 35 f. – wie bereits vor einem Jahrhundert Zahn 1904, 1–11.

⁹ Genauer: Titel des zweiten Teils. Der Ausdruck begegnet sowohl im Werk (nämlich in der Vorrede zum ersten Teil, nur armenisch erhalten [GCS Eusebius 5, 3,33 Karst]), und zum zweiten Teil, grie-

des Theologen, jedenfalls blickt schon die Kirchengeschichte (genauer: sehr wahrscheinlich schon ihre erste Fassung) darauf zurück.¹⁰ Die Kanontafeln der Evangelien sind sicherlich jünger. Diese Arbeit an der Chronik ist nicht nur wegen des Titels interessant, sondern auch wegen ihrer ganzen Anlage, die als wichtige gedankliche Vorläuferin für die Kanontafeln anzusprechen ist. Euseb nimmt dort die vorausgehende Tradition der Universalgeschichte auf, speziell die der christlich gedeuteten Universalgeschichte, wie sie vor ihm vor allem Iulius Africanus geprägt hat.¹¹ Anders als dieser hat Euseb aber die Materialmasse (chronikale Informationen über jeden erreichbaren Zweig der Menschheitsgeschichte, von Anbeginn der Welt bis zur Gegenwart) in zwei Teile gegliedert, oder besser: in doppelter Darstellungsform geboten. Wie dieser hat er – eher konventionell – eine *χρονογραφία* geschrieben, gewissermaßen als ersten Band. Anders als alle Vorgänger hat er jedoch zusätzlich das Material in einer synoptischen Tabelle geboten, eben als *χρονικοί κανόνες*, eine Art zweiter Band oder synoptisches Supplement: „Da ich an der wahren Berechnung sehr interessiert bin, habe ich mir auch vorgenommen, mit Hingabe der Sache ganz genau nachzuspüren. Mit diesem Ansatz habe ich in der vorausgehenden Aufstellung [sc. im ersten Teil] das Material für mich herbeigeschafft und die verschiedenen Verzeichnungen der Zeiten gesammelt. ... Im vorliegenden Werk aber habe ich die Zeiten in eins zusammengeführt; ich habe die Zahl der Jahre bei jedem Volk parallel gegenübergestellt und so die Aufstellung des Chronik-Kanons gemacht.“¹² Dies ist das eigent-

chisch erhalten, Synkellos, chron. [BiTeu 74,2f. Mosshammer] als auch außerhalb, wenn er darüber spricht (h.e. 1,1,6 und ecl. proph. 1,1 [Gaisford 1842, 1, 27 f.]). Dass Euseb in der Vorrede zum ersten Teil wirklich das Wort *κανών* verwendet hat, ergibt sich aus der Tatsache, dass der armenische Übersetzer das griechische Wort einfach unverändert übernimmt (*կանոն*, Aucher 1818, 9) – ebenso wie es auch im Karpianbrief geschehen ist.

10 h.e. 1,1,6. Unter der Literatur zur Chronik sei besonders auf Grafton/Williams 2006, 133–177 hingewiesen, denn dort steht der hier entscheidende Aspekt der Visualisierung im Zentrum („History Made Visible“). In den „Cartographies of Time“ wird Euseb nur kurz verhandelt (Rosenberg/Grafton 2010, 15 f.).

11 Vgl. Adler 2004; Wallraff 2010, 550–553.

12 Ἐγὼ δὲ περὶ πολλοῦ τὸν ἀληθῆ λόγον τιμώμενος καὶ τὸ ἀκριβὲς ἀνιχνεύσαι διὰ σπουδῆς προὔθεμην· ἔνθεν ὀρηθεὶς ἐν μὲν τῇ πρό ταύτης συντάξει ὕλας ἐκπορίζων ἑμαυτῷ χρόνων ἀναγραφὰς συνεχῆσαν παντοίας... ἐν δὲ τῷ παρόντι ἐπὶ τὸ αὐτὸ τοὺς χρόνους συναγαγὼν καὶ ἀντιπαρθεὶς ἐκ παραλλήλου τὸν παρ' ἐκάστῳ ἔθνεϊ τῶν ἐτῶν ἀριθμὸν χρονικοῦ κανόνος σύνταξιν ἐποίησάμην... Synkellos, chron. (BiTeu 73,24–74,3 Mosshammer). Der Passus ist zusätzlich auf Lateinisch erhalten bei Hieronymus, chron. (GCS Eusebius 7², 8,7–20 Helm), in synoptischer Edition bei Schoene 1866–75, 2, 4 f.

lich Innovative bei Euseb. Zwar ist er auch inhaltlich an vielen Stellen über seine Vorgänger hinausgegangen, doch materiell und formal hängt die *χρονογραφία* stark vom gleichnamigen Werk des Vorgängers Iulius Africanus ab.¹³ Die synoptischen Tabellen hingegen sind neu, und sie sind genau so zu benennen, damit deutlich wird: *Κανών* ist hier mehr als eine einfache Liste. Listen waren auch vorher schon Teil der chronikalen Tradition, oftmals in Gestalt von Herrscherlisten, also Aufreihungen von Namen, vielfach erweitert um Ordnungsnummern und/oder Regierungszeiten. Ein spektakuläres Beispiel ist die einzige aus der Antike überkommene Olympionikenliste, die jede Olympiadennummer mit einem Namen in Verbindung bringt und gelegentlich um Hinweise auf zeitgeschichtliche Ereignisse erweitert ist. Die Liste ist über Euseb auf uns gekommen, doch stammt sie sehr wahrscheinlich aus dem Werk des Vorgängers Iulius Africanus.¹⁴

Hier wie auch in den anderen vergleichbaren Listen ist jedoch der synoptische Charakter nicht vorhanden oder zumindest nicht stark ausgeprägt. Der vertikal angeordneten Liste steht auf der horizontalen Achse nur die Korrespondenz von Name und Ordnungszahl gegenüber. Das ist bei den – darum zu Recht so benannten – synoptischen Tabellen ganz anders. Euseb hatte die innovative Idee, das Ganze der Menschheitsgeschichte synoptisch, also in Gesamtschau, zu visualisieren (Abb. 4). In den *χρονικοί κανόνες* stehen die vertikal angeordneten Herrscherlisten der einzelnen Völker horizontal nebeneinander und erlauben so eine Lektüre in zwei Dimensionen: Innerhalb einer jeden Spalte (vertikal) die Geschichte eines Reiches oder Volkes, von einer Spalte zur anderen (horizontal) die jeweiligen Synchronismen. Man kann also buchstäblich mit einem Blick feststellen, was parallel zu wichtigen Ereignissen in einem Bereich (etwa wichtigen Etappen der Heilsgeschichte in der Kolumne der Hebräer) anderswo passiert ist.¹⁵

13 Vgl. die Analyse von Adler 2006 zum Verhältnis beider: Euseb hat Africanus sehr geschätzt, aber speziell in der Chronik auch hart kritisiert.

14 Nur eine einzige Handschrift überliefert diese Liste (Paris, BNF, gr. 2600, f. 204r–210v); in dieser Form stammt sie aus Eusebs Werk (Schoene 1866–75, 1, 190,33–220,8; GCS Eusebius 5, 89,9–103,28 Karst). Das wichtigste Argument dafür, dass Euseb sie von seinem Vorgänger hat, ist das Enddatum (Ol. 249 = 217–221 n. Chr.): Es passt genau zu Africanus, nicht zu einem späteren Autor. Daher findet sich der Text auch in der Africanus-Edition (GCS N.F. 15, F65 Wallraff), vgl. dazu Wallraff 2006, 50–53.

15 Die Chronik insgesamt ist im griechischen Original verloren, nur Fragmente sind erhalten. Doch sind diese für die hier relevante Frage des Layouts im Chronik-Kanon nicht aussagekräftig. Zu diesem Zweck kommen nur die Übersetzungen in Betracht: ins Lateini-

Es ist nicht sicher feststellbar, ob für Euseb dieser zweidimensionale Aspekt bereits im Wort *κανών* enthalten war oder nicht. Es mag so gewesen sein, denn genau dieser Aspekt verbindet die beiden Werke, für die er die Bezeichnung *κανών* verwendet hat. Deshalb ist der Chronik-Kanon so wichtig als Vorläufer der Kanontafeln der Evangelien. Es handelt sich in beiden Fällen um eine Tabelle im zweidimensionalen Sinn, mit Abszisse und Ordinate – im Unterschied zur eindimensionalen Liste. Es ist eine innovative Form der Organisation von Information auf der Fläche des Schreibmediums. In beiden Fällen geht zusätzlich damit ein Anspruch auf Vollständigkeit einher: eine komplette Erfassung der Geschichte der Menschheit bzw. der Evangelien-Überlieferung. Wenn gesagt wurde, dass für Euseb bei den Kanontafeln vielleicht der normative Sinn von *κανών* mit hineinspielte, dann gilt dies möglicherweise bereits hier. Die Geschichte im Singular wurde nicht als Selbstzweck in Tabellenform dargestellt, sondern mit einem theologischen Anliegen oder Programm. Es wird visuell deutlich, dass die gesamte Menschheitsgeschichte Gottes Geschichte ist, dass sie mit der Schöpfung beginnt und von den Heilseignissen im erwählten Volk geprägt ist. Ebenso werden später die Kanontafeln das Gesamt der Evangelienüberlieferung zur Anschauung bringen und visuell zeigen, dass sich die Evangelien in Übereinstimmung befinden, wörtlich: Es ist der „Kanon der Symphonie der Evangelisten (*κανών τῆς τῶν εὐαγγελιστῶν συμφωνίας*).“¹⁶

Euseb war auch außerhalb dieser beiden großen „Kanon“-Werke an der Organisation von Information sehr interessiert, und das Sammeln in Listen war ihm ein Anliegen. Das nächstverwandte Werk, das ebenfalls gut mit dem Wort „Kanon“ hätte bezeichnet werden können, ist eine listenhafte Zusammenstellung der Autoren der Psalmen.¹⁷ Es ist nicht verkehrt, sie als „Kanontafeln der Psalmen“ zu bezeichnen, auch wenn ein solcher Titel nicht belegt ist und auch wenn der spezifische zweidimensionale Aspekt dort fehlt. In der

sche und ins Armenische. Den besten visuellen Eindruck geben die ältesten Handschriften der lateinischen Version der Hieronymus, darunter Oxford, Bodleian Library, Auct. T.2.26 (5. Jh.); von dort stammt die Abb. 4.

¹⁶ So der Titulus G11302, zur Überlieferung und eusebianischen Autorschaft → 4.2, weiter zur Interpretation auch → 2.3 und 2.4.

¹⁷ Das Werk ist überliefert in der Handschrift Oxford, Bodleian Library, Auct. D.4.1, f. 24v–25r, einer Art großen Sammelhandschrift mit Materialien zu den Psalmen. An eher entlegener Stelle hatte bereits Mercati 1948, 95–104 darauf aufmerksam gemacht. Vgl. jetzt die Edition und Analyse bei Wallraff 2013b (englisch) und 2019 (deutsch, mit geringfügigen Verbesserungen).

einzigsten Handschrift, die diese Listen überliefert, wird das Ganze als *πίναξ* bezeichnet, und die optische Aufmachung, die sofort an Kanontafeln denken lässt, könnte allenfalls auch Werk eines späteren Schreibers (der natürlich die Evangelien-Tafeln kannte) gewesen sein (Abb. 6). Es handelt sich um sieben je für sich unabhängige Listen (dazu zwei Ein-Element-Nachträge) für die Psalm-Gruppen, die sich durch Zuweisung an einen bestimmten Autor in der Überschrift ergeben (inklusive je einer Liste für Psalmen ohne Zuschreibung und anonyme Psalmen). Diese einzelnen Listen werden je für sich als *κανών* bezeichnet und von eins bis sieben durchnummeriert. Man kann nicht völlig ausschließen, dass auch die Bezeichnung aus Analogie zu den bekannten Evangelien-Kanontafeln später entstanden ist, doch ist zunächst wahrscheinlicher, dass sie auf Euseb zurückgeht. Auf den ersten Blick ist hier keine zweidimensionale Struktur erkennbar (es handelt sich jeweils um eine einfache Zahlenkolonne), doch ist auf diese Frage im nächsten Abschnitt noch einmal zurückzukommen.

Es gibt weitere listenhafte Werke von Euseb, auf die noch knapp hingewiesen sei. Für die historische Topographie Palästinas ist seine Auflistung der biblischen Ortsnamen von Bedeutung (bekannt unter dem konventionellen Namen *Onomastikon*).¹⁸ Für die hier interessierende Fragestellung ist dabei vor allem das Ordnungssystem hervorzuheben. Aus heutiger Sicht unauffällig, aber in der christlichen antiken Literatur innovativ: Die Liste ist alphabetisch geordnet. Vielleicht könnte man genauer sagen: proto-alphabetisch, denn die heute selbstverständliche Ordnung nach dem zweiten, dritten etc. Buchstaben (wenn der erste gleich ist) findet sich noch nicht. Nur der erste Buchstabe zählt. Das genügt aber, um zu zeigen: Das Werk ist zum Nachschlagen gemacht, und es ist – ebenso wie die Kanontafeln – spezifisch für diesen Zweck organisiert.

Auch darauf ist zurückzukommen, ebenso auf einen letzten Sachverhalt – es ist tatsächlich eher ein Sachverhalt als ein eigenes Werk, oder eigentlich: ein Aspekt verschiedener Werke. Wie viele Autoren vor ihm hat Euseb seine großen Werke in „Bücher“ aufgeteilt (obgleich diese wohl zu keinem Zeitpunkt autonome Bücher im Sinne separater Objekte waren). Spezifisch ist aber die Tatsache, dass er mitunter innerhalb der Bücher nach Kapiteln gegliedert und ihnen am Beginn eine

¹⁸ In der einzigen erhaltenen Handschrift (Vatikan, BAV, Vat. gr. 1456) trägt es den Titel *Περὶ τῶν τοπικῶν ὀνομάτων τῶν ἐν τῇ θείᾳ γραφῇ*, vgl. Timm 2017, CXXXVI–CXXXIX.

nummerierte Kapitelliste vorangestellt hat.¹⁹ Auch dies ist eine Form der Organisation, die zum Nachschlagen einlädt – selbst in Fällen, wo eine *lectio continua* durchaus möglich und erwünscht war (anders als bei der Liste des Onomastikon).

Der allerwichtigste Vorläufer für die bibelwissenschaftlichen Tabellen liegt jedoch vor Euseb und vor seiner Lebenszeit, sehr wohl aber in seiner gelehrten „Ahnenreihe“. Es handelt sich um die Hexapla des Großmeisters, ja fast schon: des Begründers wissenschaftlicher Bibelexegese im Raum des Christentums.²⁰ Euseb wird oft als „Enkelschüler“ des Origenes bezeichnet, und in der Tat verläuft die Verbindungslinie zwischen beiden personell über Pamphilos (den Schüler des einen und Lehrer des anderen), aber inhaltlich über die gelehrte Arbeit an der Bibel im Skriptorium von Kaisareia. Das monumentale Werk der Hexapla, der „sechsfachen“ Bibel, ist in seiner Gänze nicht auf uns gekommen – möglicherweise gerade weil es so monumental war. Man kann sich nur ansatzweise eine Vorstellung von der schier Materialmasse machen: das ganze Alte Testament in sechs oder mehr Versionen.²¹ Worauf es hier ankommt, ist wiederum die Weise, in der diese Texte dargeboten waren. Es handelte sich um eine synoptische Tabelle im oben gebrauchten Sinn: In Spalten nebeneinander gesetzt, erlaubte die Hexapla eine vertikale (jede Version für sich) und eine horizontale Lektüre (zum Vergleich des hebräischen Textes mit den verschiedenen Übertragungen). Die Idee ist den Kanontafeln durchaus verwandt, in gewisser Weise sogar noch besser (weil noch einfacher); sie wird auch von der Kritik an Ammonios nicht getroffen, dass nämlich die einzelnen Stränge durch die Synopse zerstört werden. Das ist nicht der Fall, weil die Versionen ja komplett oder fast komplett parallel laufen. Was offensichtlich gegen die Hexapla spricht und was letzten Endes wohl ihr Ausverursacht hat – trotz intensiver Bemühungen mehrerer Generationen im genannten Skriptorium –, war ihre Un-

förmigkeit und das enge bediente Marktsegment. Denn die aufwendig hergestellte Studienbibel war ja nur für hochspezialisierte Bibelexegeten von Nutzen. Anders als die Kanontafeln ist es kein interessantes Zusatzfeature einer ansonsten „normalen“ Bibelhandschrift. Zudem werden selbst Spezialisten die Hexapla nicht zu längerem kontinuierlichem, sondern eher zu punktuell konsultierendem Lesen verwendet haben. Auch hier handelt es sich um ein Nachschlagewerk.

Es ist sehr bedauerlich, dass die Hexapla nur in bescheidenen Fragmenten überliefert ist und dass sehr wenig Material dabei ist, das über das konkrete Layout Aufschluss gibt.²² Insbesondere ist schwer zu sagen, welche Hilfen es zum Nachschlagen gab, also wie genau man eine interessierende Stelle in der unförmigen Textsammlung schnell auffinden konnte.

Das nun mehrfach gefallene Stichwort vom Nachschlagen bzw. Konsultieren führt auf die wichtige Frage der konkreten Realisierungsform der genannten Werke. Waren sie in ihrer ältesten Gestalt auf Rollen geschrieben oder auf Codices? Die Kaiserzeit war eine Phase des Übergangs von einem Medium zum anderen, und im Prinzip waren zu Origenes' Zeiten beide Formen verbreitet.²³ Bei der Hexapla ist daher eine im strengen Sinn beweisende Antwort auf die Frage nicht möglich. Aber wenn man einen Moment darüber nachdenkt, wird schnell deutlich: Es ist sehr unwahrscheinlich, dass das Werk je in Rollenform existierte.²⁴ Der Materialbedarf wäre enorm gewesen (die Papyrusbahnen werden ja jeweils nur einseitig beschrieben), und die praktische Handhabung sehr mühsam. Das Vor- und Zurückspulen wäre schon für normale Lektüre aufwendig, bei punktuell Nachschlagen erst recht unzumutbar. Es kommt hinzu, dass speziell für die christliche Bibel nach allem, was wir wissen, die Codex-Form früh etabliert war.

¹⁹ Das lässt sich im Fall der Kirchengeschichte und der *Praeparatio evangelica* relativ zuverlässig aus der handschriftlichen Überlieferung entnehmen. Möglicherweise war es auch in den *Eclogeae propheticae* der Fall. Die Frage bedürfte insgesamt einer etwas eingehenderen Untersuchung. Vgl. einstweilen nur Wallraff 2019, 145, Anm. 10.

²⁰ Aus der reichen Literatur zur Hexapla seien hier nur genannt Grafton/Williams 2006, 86–132 und Dorival 2011.

²¹ Grafton/Williams 2006, 102–107 haben Überlegungen zum Umfang und zum materiellen Aufwand angestellt. Das vollständige Werk dürfte beinahe 40 Codices zu je 800 Seiten gefüllt haben. Es kann allein aus ökonomischen Gründen nur einer kleinen Zahl von Begüterten zugänglich gewesen sein.

²² Obgleich zahlreiche Textfragmente der Hexapla bekannt sind, haben sich nur zwei handschriftliche Zeugen erhalten, die eine Vorstellung vom Spaltenlayout geben. Es handelt sich um die Mailänder Palimpsesthandschrift Ambrosiana O 39 sup. (*scriptio inferior* 9. Jh.), publiziert in Mercati 1958, sowie um ein Fragment aus der Kairoer Genizah, publiziert von Taylor 1900. Zur Auswertung des Befundes vgl. Grafton/Williams 2006, 96–102.

²³ Genauer müsste man sagen: Im allgemein-literarischen Bereich hat die Rolle noch klar die Oberhand (im 3. Jh. etwa 75% des erhaltenen Gesamtbestandes), doch Christen waren *early adopters* des neuen Mediums (Anteil genau umgekehrt: ca. 75% des erhaltenen Gesamtbestandes Codices). Vgl. mit Zahlen und graphischer Aufschlüsselung Wallraff 2013a, 13–15.

²⁴ Davon gehen auch Grafton/Williams 2006, 102–105 aus, s. ferner die oben in Anm. 21 referierten Überlegungen.



Abb. 5: Porphyrius Optatianus, Figur-Gedicht (carm. 10). Bern, Burgerbibliothek, cod. 212, f. 116r.

Ähnliche Erwägungen lassen sich auch für die anderen genannten Werke anstellen. Am relativ wenigsten evident ist die Lage bei Eusebs Chronik-Kanon, obwohl auch dort eher die Codex-Form wahrscheinlich ist. Vollends klar ist die Angelegenheit in den Fällen, in denen Querverweise in den Text eine Rolle spielen. Das gilt für die nummerierten *kephalaia*-Listen in Gestalt eines Inhaltsverzeichnisses zu Beginn literarischer Bücher. Es gilt ebenso für die Auflistung der Nummern von Psalmen und das Verzeichnis biblischer Ortsnamen. Erst recht und vor allem gilt es für die Kanontafeln der Evangelien. Evangelien wurden vermutlich von Anfang an in Codex-Form überliefert, und in jedem Fall war in diesem Bereich diese Form schon längst vor Euseb fest etabliert.²⁵

Die spezifische Form des Gebrauchs dieser Tafeln lässt auch gar nichts anderes zu. Das ständige Hin und Her zwischen Tafelwerk und Volltext ist geradezu konstitutiv. Anders als bei der Hexapla, aber auch beim Chronik-Kanon, tragen die Zahlen in den Kolonnen ja ihren Wert nicht in sich (und es sind auch zu viele, um realistisch erwarten zu können, dass jemand sie auswendig kann). Es sind vielmehr Verweise. Sie haben ihren Wert durch den Bezug auf eine Text-Realität außerhalb ihrer selbst. Wenn man nicht schnell und effizient von der Zahl zum Text und wieder zurück gelangen kann, ist das System nicht tauglich.

Bereits für die Tabelle als solche ist die Umsetzungsform des Codex günstig. Ihre zweidimensionale Ausdeh-

²⁵ Bei zahlreichen Unterschieden in Einzelfragen besteht über diese grundsätzliche Feststellung keinerlei Dissens in der jüngeren

Forschung, vgl. etwa Trobisch 2000, 69–77; Hurtado 2006, 57 f.; Bagnall 2009, 70–79; Seeliger 2012, 562–564.

nung korrespondiert dann mit der zweidimensionalen Erstreckung der Seite (oder sogar: der Doppelseite – so sind die ältesten erhaltenen Abschriften des Chronik-Kanon realisiert, s. Abb. 4). Vollends alternativlos ist der Codex dann, wenn als dritte Dimension diejenige des Verweises hinzutritt. Anthony Grafton und Megan Williams haben Euseb als einen „Christian impresario of the codex“ bezeichnet – zu Recht.²⁶ Euseb gehörte einer Generation von Gelehrten an, in der dieses Medium bereits weit verbreitet war. Er dürfte von Anfang an primär in diesem neuen Medium gearbeitet haben, und er verstand es, daraus das Maximum herauszuholen. Seine Werke machen davon mehrfach Gebrauch, aber es ist keine Übertreibung zu sagen, dass die Krönung solcher intelligenter Umsetzungsformen die Arbeit an den Kanontafeln war.

Ohne das Persönlich-Kreative kleinreden zu wollen: Der Siegeszug des Codex war weit fortgeschritten, und die Zeit war reif für solche Innovationen. Euseb war in seiner Generation nicht der einzige, der entschlossen und gekonnt vom neuen Medium Gebrauch gemacht hat. In den späten 320er Jahren (vermutlich 326) hat der Sprachkünstler und Karrierebeamte Optatian Kaiser Konstantin einen Codex mit zahlreichen ganzseitigen Figurgedichten als Geschenk überreicht (und nach allem, was wir wissen, seiner versackten Karriere damit entscheidenden Auftrieb gegeben).²⁷ Auch hier handelt es sich in einem gewissen Sinn um Tabellen, jedenfalls zweidimensionale Sprachgebilde, die die Lektüre in mehreren Richtungen erlaubten (Abb. 5). Auch hier wird von der räumlichen Ausdehnung einer Seite in Breite und Länge auf innovative Weise Gebrauch gemacht. Auch hier sind inhaltliche Botschaft und ästhetischer Eindruck eng miteinander verknüpft.²⁸

Wenig später hat der Schriftkünstler Filocalus in seinem großen Kalenderhandbuch ähnliche Gestaltungsprinzipien verfolgt. Das Werk ist als „Chronograph von 354“ bekannt.²⁹ Die Darbietung der nüchternen Information in künstlerisch anspruchsvollen Tabellen erinnert sogar in formaler Hinsicht an die Kanontafeln.³⁰ Das

Werk setzt ebenfalls das Medium des Codex voraus, also die Präsentation auf einzelnen Seiten, und es basiert ebenso auf einer engen Beziehung von Form und Inhalt. Das lässt sich mit Sicherheit sagen, obwohl die Rekonstruktion auf frühneuzeitlichen Handschriften beruht und ein sicherer Rückschluss nur bis zu einem Archetyp aus karolingischer Zeit möglich ist.³¹

Euseb kann diese Kalendertafeln nicht gekannt haben, und ob Filocalus die Kanontafeln gekannt hat, ist äußerst ungewiss. Optatian liegt zeitlich näher: Euseb könnte von dessen Werk gewusst haben (oder – je nach Datierung – auch umgekehrt). Selbst wenn nicht (und die wechselseitige oder einseitige Bekanntschaft ist tatsächlich eher unwahrscheinlich), sind diese Parallelen ein eindrucksvolles Zeichen dafür, dass zu bestimmten Zeiten bestimmte Neuerungen in der Luft lagen. Bei Eusebs Kanontafeln handelt es sich um ein im strengen Sinne „buchgebundenes“ Gesamtkunstwerk. Es setzt die Realisierungsform im Codex voraus und geht auf innovative und kreative Weise damit um.

Die Erwähnung einer dritten Dimension der Tabelle, nämlich neben der Ausdehnung in Breite und Länge, der Verweischarakter der Zahlen, das aus der platten Seite herausweisende Element, führt auf einen weiteren Aspekt, der zum Verständnis wichtig ist, nämlich die spezifische Rolle und Bedeutung der Zahlen.

2.2 Querverweis und Zahl

Man hat mit Blick auf die Ziffern in Eusebs Kanontafeln von „the world’s first hot links“ gesprochen.³² Das ist nicht ganz falsch. Tatsächlich haben die Zahlen hier eine Verweisfunktion, die in dieser Form neu ist. Man „klickt“ auf eine Zahl, und diese führt einen an eine spezifische Textstelle im gleichen Buch (Codex). Gewiss ist hier der Gebrauch von Lesezeichen – oder zumindest: Fingern zwischen den Seiten – von Nutzen, um zu den Tabellen zurückzukehren, vor allem aber auch um parallele Stellen unmittelbar zu vergleichen. Dieser spezifische Gebrauch von Zahlen leuchtet heute schneller und unmittelbarer ein, als das in der Spätantike der Fall war. Denn das Verfahren setzt verschiedene Kulturtechniken voraus, die

²⁶ Im Untertitel des einschlägigen Kapitels, Grafton/Williams 2006, 178.

²⁷ Vgl. Wienand 2017, 121–132.

²⁸ Vgl. Squire 2017, 70–74 sowie jüngst Körfer 2020.

²⁹ *State of the art* ist die Edition von Divjak/Wischmeyer 2014. Grundlegend ist weiterhin die Untersuchung von Stern 1953, vgl. dort insbesondere S. 300–306 über die Codex-Form sowie S. 310 f. über den architektonischen Rahmen.

³⁰ Darauf hat bereits Nordenfalk 1938, 119 f. hingewiesen.

³¹ Vgl. Divjak/Wischmeyer 2014, 1,57–72 zur handschriftlichen Überlieferung. Am relativ bekanntesten ist – für den Bildteil – der Codex Vatikan, BAV, Barb. lat. 2154 (1. H. 17. Jh.). Er ist digital zugänglich auf https://digi.vatlib.it/view/MSS_Barb.lat.2154.pt.B.

³² James O’Donnell nach Grafton/Williams 2006, 199.